



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Schreibmeister und Schreibenlernen im späten Mittelalter
/ frühe Neuzeit“

verfasst von / submitted by

Marie-Christine Kreidenitsch

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2017 / Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 299 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium

UF Psychologie und Philosophie, UF Geschichte,
Sozialkunde und Polit. Bildg.

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Meta Niederkorn

Danksagung

An dieser Stelle, möchte ich all jenen meinen Dank ausdrücken, die mich in der Entstehungszeit dieser Diplomarbeit unterstützt und motiviert haben.

Vorab richtet sich mein Dank an Frau ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Meta Niederkorn, der die Betreuung und die Begutachtung meiner Diplomarbeit oblag. Ganz herzlich möchte ich mich für die vielen hilfreichen Anregungen, sowie die konstruktive Kritik bei der Verwirklichung dieser Arbeit bedanken. Als nicht selbstverständlich betrachte ich die großzügig bemessene Zeit für persönliche Besprechungen, die mir sehr geholfen haben mein Ziel zu erreichen.

Dank gilt auch meiner gesamten Familie, deren finanzielle Unterstützung und persönlicher Rückhalt mein Studium erst möglich machte. Ganz besonders jedoch möchte ich mich bei meinem Vater, Josef Kreidenitsch, bedanken, auf dessen großes Interesse, seine Geduld und Hilfsbereitschaft ich mich immer verlassen konnte. In vielen anregenden Diskussionen mit ihm entstanden zahlreiche Ideen, die wesentlich dazu beitrugen, meine Diplomarbeit in der nunmehr vorliegenden Form präsentieren zu können.

Abschließend bedanke ich mich bei meinen Kommilitonen und engen Freunden, die mir während meiner gesamten Studienzeit stets mit Wertschätzung und Verständnis begegnet sind.

Marie-Christine Kreidenitsch,

Wien, 25.04.2017

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Allgemeine Einführung in die Entwicklung der Schulen im Mittelalter	3
2.1	Pfarrschulen.....	10
2.2	Lateinschulen.....	12
2.2.1	Latein im Unterricht	14
2.3	Voraussetzung und Entstehung von <i>teutschen</i> Schreib- und Rechenschulen.....	19
2.3.1	<i>teutsche</i> Schulen	25
2.3.2	Winkelschulen	31
2.3.3	Der Schulalltag in <i>teutschen</i> Schreib- und Rechenschulen	33
2.3.4	Ausbildung der <i>teutschen</i> Schulmeister	44
2.4	Ordnung in den Schulen	46
2.5	Exkurs: Berufsbild der Lehrerin	48
3	Schreiben im späten Mittelalter	50
3.1	Wer kann lesen und schreiben.....	51
3.1.1	Die Kanzlei als Zentrum des Schreibens	55
3.1.2	Die lesende und schreibende Frau	57
3.1.3	Die Bedeutung der Lese- und Schreibfähigkeit unter der Randgruppe der Juden.....	59
3.2	Die Veränderungen in der Praxis des Schreibens.....	63
3.2.1	Die Ausweitung des Schreibens	69
4	Der Einfluss des Schreibmeisters Johann Neudörffers auf das <i>teutsche</i> Schriftwesen	72
4.1	Zur Person Johann Neudörffers.....	76
4.1.1	Die gesellschaftliche Stellung Neudörffers	79
4.1.2	Der Schreib- und Rechenmeister im späten Mittelalter.....	82
4.2	Neudörffers ‚Gesprechbüchlein zweyer schüler, wie einer den andern im zierlichen schryben untherweyst‘	86
4.2.1.1	Zum Vorwort.....	88
4.2.1.2	Inhalt.....	90
4.3	Neudörffers ‚Gute Ordnung‘	92
5	Resümee.....	106
	Quellen und Literaturverzeichnis	109
	Abbildungsverzeichnis	117
	Abstract	120

1 Einleitung

Johann Neudörffer war ein sehr bemerkenswerter Schreib- und Rechenmeister aus Nürnberg, der in der Übergangsphase vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit wirkte. Als Schreib- und Rechenmeister und Verfasser einer der ersten Schreibmeisterbücher im deutschsprachigen Raum, beschäftigte er sich in seinem Berufsfeld unter anderem intensiv mit dem Prozess des Erlernens der Schreibfähigkeit. Inspiriert durch die Werke Neudörffers und ausgehend von der Forschungsfrage ‚Wie weit beeinflussen Schreibmeister das Erlernen des Schreibens in den Schulen des späten Mittelalters / der frühen Neuzeit?‘ widmet sich diese Arbeit dem Thema der Alphabetisierung im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit.

Methodisch betrachtet handelt es sich bei dieser Arbeit um eine historische Quellenanalyse, dabei soll durch die Kontextualisierung einer Quelle, in diesem Fall der Schreibmeisterbücher des Johann Neudörffer, nicht nur gezeigt werden wie man schreibt, sondern vor allem warum wer in der Übergangszeit vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit schreiben gelernt hat und weshalb es im Hinblick auf die Karriere so wichtig war. Auch soll in diesem Zuge die Frage beantwortet werden, mit welcher Motivation die Schreibmeisterbücher jener Zeit hergestellt wurden sowie welche Aufgabe sie zu erfüllen hatten.

Im Vorfeld wird auf den im Mittelalter einsetzenden Verschriftlichungsprozess und die damit verbundene Schulentwicklung eingegangen. Es werden diverse Schultypen vorgestellt und anhand der *teutschen* Schreib- und Rechenschulen, also jener, die bewußt nicht Latein als Unterrichtssprache hatten, die ganz besondere Bedeutung der Schreib- und Rechenmeister als Vermittler von Fähigkeiten im Bereich des Lesens, Schreibens und Rechnens beleuchtet. Diese Schulform bildet somit die Grundlage für das Thema der Schreibmeister und des Schreiben Lernens im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. Wenn im Zuge der Arbeit vorwiegend von Schülern berichtet wird, ist dazu anzumerken, dass dies bewusst geschieht, da der Schulbesuch im Mittelalter hauptsächlich den Knaben ermöglicht wurde. In Fällen in denen Mädchen Unterricht erteilt wurde, wird dies explizit erwähnt.

Um die Bedeutung des Schreiben Lernens erfassen zu können, wird in weiterer Folge darauf eingegangen, wer des Lesens und Schreibens fähig war, beziehungsweise sein musste und welche Motivation hinter dem Erwerb dieser Fähigkeiten stand.

Dem Einfluss des Johann Neudörffer auf das Schriftwesen im deutschsprachigen Raum widmet sich der dritte Hauptteil dieser Arbeit. Es ist dieser hier exemplarisch für die Vielzahl der Schreib- und Rechenmeister seiner Tage angeführt. Der unmittelbare Einfluss auf das

Schreibenlernen in den Schulen wird hier mittels Analyse von Auszügen aus den Schreibmeisterbüchern Neudörffers verdeutlicht.

An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, dass in dieser Arbeit bei der Transkription von Quellen Substantive, Eigennamen und Ortsnamen sowie Satzanfänge groß geschrieben werden. Die Interpunktion wurde zum besseren Verständnis und der leichteren Lesbarkeit dem heutigen Satzbau angepasst. U und V werden nach dem Lautwert transkribiert.

2 Allgemeine Einführung in die Entwicklung der Schulen im Mittelalter

Der Verschriftlichungsprozess in den unterschiedlichen Lebenssituationen im Mittelalter des alten Europa wird fälschlicherweise oft als geradlinig fortlaufende Entwicklung wahrgenommen, welcher seinen Ursprung in erster Linie in kaum lese- und schreibfähigen unteren gesellschaftlichen Gruppen und deren Ausübung der *artes mechanicae*, auf die im Laufe der Arbeit noch näher eingegangen wird, hatte, sich im späteren Mittelalter zu einer praxisorientierten Verschriftlichung und somit zu einem Prozess der Wissenschaftlichkeit entwickelte, aus dem sich zuletzt das neuzeitliche technische Schul- und Hochschulwesen herausbildete.

Der progressive Verschmelzungsvorgang der illiteraten und der literaten Bildungsformen wird ab dem 12. Jahrhundert in den unterschiedlichsten Umfeldern, speziell aber im städtischen Sozialbereich manifest, so zum Beispiel in der Verschriftlichung von Sammlungen stadtrechtlicher Texte und Regelwerke von Zünften.¹

Die in der lateinischen Sprache geübten Laien, wie auch die Kleriker mit höherem Bildungsniveau werden als *literati* bezeichnet, diesen stehen die sogenannten *illiterati* gegenüber. Im Hochmittelalter wurde die Bezeichnung *illiterati* für diejenigen Personen verwendet, denen keine höhere Bildung in herkömmlicher Weise vermittelt wurde, die sich vielmehr eine Art von Bildung angeeignet haben, welche sich als Kontrastprogramm zur klassischen Wissensvermittlung der Universitäten verstand. Kenntnisse im Schreiben, wurden fast ausnahmslos in engem Zusammenhang mit der lateinischen Sprache aufgebaut. Die Wertigkeit des Analphabetismus beziehungsweise des Halb-Alphabetismus war jedoch in den Jahren nur mäßig ausgeprägter Schriftlichkeit nicht zu vergleichen mit der Bedeutung der Schreib- und Lesefähigkeit in der Neuzeit. Personen, die im Schreiben und in Latein nicht bewandert waren, wurden als *idioti* bezeichnet. Die wenig schmeichelhafte Zuschreibung der geistigen Unterentwicklung erwirbt der Begriff jedoch erst später, nämlich im 19. Jahrhundert.²

Der angesprochene Verschmelzungsvorgang zeigt sich auch darin, dass immer größere Laienkreise Lese- und Schreibfähigkeiten erwerben. Es ist auch zu bemerken, dass sich der illiterate Adel immer größerer Kritik ausgesetzt sehen musste, da die Unkenntnis von Latein

¹ Vgl.: Laetitia BOEHM, *Artes mechanicae und artes liberales im Mittelalter. Die praktischen Künste zwischen illiterater Bildungstradition und schriftlicher Wissenschaftskultur*. In: Karl Rudolf SCHNITH, Roland PAULER (Hrsg.), *Festschrift für Eduard Hlawitschka zum 65. Geburtstag* (Kallmünz Opf. 1993) S.419-444, hier S.420f.

² Vgl.: Michael STOLZ, *Artes-liberales Zyklen. Formationen des Wissens im Mittelalter*. Band 1 (Tübingen, Basel 2004) S.72.

mit Ungebildetheit gleichgesetzt wurde. Es ist jedoch anzumerken, dass zum einen die auf praxisbezogene Motive zurückzuführende, sich rasch ausbreitende Form der Verschriftlichung zu einem Rückgang der Merkfähigkeit beitrug und dass zum anderen die mündliche, nicht schriftliche Wissensvermittlung nicht allein bei den Handwerkern, sehr wohl auch in höheren Kreisen des schwertragenden Adels, welcher sich gegen das kirchlich geführte Schulwesen und auch in besonderer Weise gegen die handwerklich geprägte Schreibkultur für lange Zeit immun zeigte. Dieses Phänomen trat in den Ländern Europas mit unterschiedlichen Verschiebungen der Zeitphasen bis ins 17. Jahrhundert auf.³

Das Schulwesen wurde bis gegen Ende des Mittelalters hauptsächlich vom Klerus dominiert und zwar in Form von Kloster-, Dom-, Stifts- und Pfarrschulen.⁴

In den Schulen des Mittelalters ging es nicht allein um die klassische Wissensvermittlung, sondern auch um die Orientierung der Schüler in Richtung Lebenseinstellung beziehungsweise -führung oder die Vermittlung von Idealen. Dies trifft vorwiegend auf jene Schulformen zu, bei denen Lehrer und Schüler einem kirchlichen Kollektiv angehörten.⁵ Bereits ab der Zeit der Ottonen begannen die Dom- und Stiftschulen den Kreis ihrer aufzunehmenden Schüler auszuweiten. So hatten Schüler, die dem Laienstand angehörten die Möglichkeit in den Klosterschulen in gleicher Qualität unterrichtet zu werden, wie Ordensangehörige. Es war den Laienschülern jedoch selbstverständlich nicht möglich Laufbahnen als gebildete Kleriker bei Hof oder als Kaplan bei einem Fürsten oder auch Positionen in der klerikalen Rangordnung einzunehmen, Laufbahnen, welche für Absolventen solcher schulischen Einrichtungen in der Regel vorhergesehen waren. Eine Veränderung brachte der Umstand mit sich, dass auch Fürsten für ihre Verwaltungsangelegenheiten immer mehr laikale Gelehrte benötigten, diese bildeten die Vorläufer akademischer Führungskader späterer Zeiten.

Trotz immer größer und intensiver werdender Nachfrage an gebildeten Personen waren das Reich und die Territorien wenig daran interessiert den Schulbetrieb zu fördern. Bis zur Reformation war der Betrieb der Schulen eine Hauptaufgabe der Kirche.⁶

³ Vgl.: BOEHM, Artes mechanicae und artes liberales, S.420f.

⁴ Vgl.: Sabina ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs. Gesellschaftliche Stellung und Professionalisierung von Lehrerinnen und Lehrern von den Anfängen bis zur Gegenwart (Weinheim, München 2001) S.18.

⁵ Vgl.: Martin KINTZINGER, Schule und Schüler in der gegenwärtigen interdisziplinären Mittelalterforschung. Eine Einleitung. In: Martin KINTZINGER, Sönke LORENZ, Michael WALTER (Hrsg.), Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. Bis 15. Jahrhunderts (Köln, Weimar, Wien 1996) S.1-10, hier S.4.

⁶ Vgl.: KINTZINGER, Schule und Schüler, S.4.

Seit dem 12. Jahrhundert kam es zu den ersten Gründungen von Universitäten, wobei die Universität von Bologna als erste große Universität, gegründet Ende des 12. Jahrhunderts, zu nennen ist. Die große Gründungswelle der Universitäten trat allerdings erst mit 14. Jahrhundert ein.⁷ Die neu gegründeten Universitäten bestanden parallel zu den Kloster- und Domschulen, deren Bedeutung damit im höheren Bildungsbereich rückläufig war. Akademische Titel konnten ausschließlich an den anerkannten Universitäten erworben werden.⁸

Die Gründung der Universitäten brachte es mit sich, dass an den Schulen vermehrt das Prinzip der „höchsten persönlichen Gelehrsamkeit“⁹ in den Hintergrund trat. Wer höchste persönliche Gelehrsamkeit anstrebte, war darauf angewiesen die Schule als Vorausbildung zur Universität, wo er das Studium der höheren Fakultäten betreiben konnte, anzusehen.

Der Erwerb von Schulwissen war nicht nur die Basis für ein beabsichtigtes Universitätsstudium, fundamentale schulische Ausbildung war auch notwendig, um der Erfüllung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufgaben gerecht werden zu können.¹⁰

Die Bettelorden maßen bereits im 13. Jahrhundert dem Studium große Bedeutung bei. Sie gründeten an ihren städtischen Standorten Lehranstalten, die Generalstudien genannt wurden. An manchen Orten wurden diese in die bestehenden Universitäten eingebracht, oftmals bestanden sie jedoch auch als selbstständige Ordensschulen weiter. Sie widmeten sich vorwiegend der Aus- und Weiterbildung von Ordensmitgliedern nahmen aber auch gelegentlich externe Hörer, aber nur von anderen Orden, auf. Geboten wurde schwerpunktmäßig eine höhere wissenschaftliche Bildung im Bereich Theologie und Philosophie. Die Schüler dieser Bildungseinrichtungen hatten zumeist vor als Geistliche tätig zu werden.¹¹

Die eingeführten sozialen Strukturen ändern sich jedoch trotz der genannten Entwicklungen nicht. Es stellt sich daher die Frage, welche Auswirkungen Schule und Bildung auf die Gesellschaft hatten. Beleuchtet man in diesem Zusammenhang das Thema Mobilität, so fällt auf, das führende Bildungsszenen und Schulungseinrichtungen, die den an einem Studium Interessierten zur Verfügung standen, auch schon vor der Gründung erster Universitäten bemerkbar waren. Bereits im 12. Jahrhundert wird in diesem Zusammenhang das Thema Bildungs migration thematisiert. Die aus der Tradition stammende strikte Eingliederung von

⁷ Vgl.: Jacques VERGER, Grundlagen. In: Walter RÜEGG (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa. Band 1. Mittelalter (München 1993) S. 49-80, hier S.58-71.

⁸ Vgl.: Ulrich NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte. Bildung und Wissenschaft im Mittelalter (Darmstadt 2012), S.137.

⁹ KINTZINGER, Schule und Schüler, S.7.

¹⁰ Vgl.: KINTZINGER, Schule und Schüler, S.7.

¹¹ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.137.

Schulen in kirchliche Institutionen lockerte sich nunmehr zusehends. Der Typus des freien Magisters löste eine neue Form der Bildung von Gemeinschaften ein, welche Interessenverbände der Studenten späterer Generationen vorwegnahm und deren Vorgänger in der Verbindung von gelehrten Mönchen und Stiftskanonikern zu sehen waren. Einmal mehr wird klar, dass Bildung eine wesentliche Größe der Sozialgeschichte darstellt.¹²

Eine grundlegende Änderung der allgemeinen Schulsituation entwickelte sich ab dem Ende des 12. Jahrhunderts.¹³ Nun mehr entwickelten sich neben den kirchlichen auch weltliche Bildungsstätten, welche sich der Laienbildung widmeten. Die Emanzipation der Bürger während des 13. Und 14. Jahrhunderts brachte es mit sich, dass vor allem in den Reichstädten der Rat die Verantwortung für Erziehung und Bildung, eine ursprüngliche Kirchenaufgabe, übernahm.¹⁴ Die Gründung vieler neuer Städte war eng verbunden mit dem Heranwachsen eines neuen Standes nämlich dem des Stadtbürgertums. Stadtbürger übten zumeist kaufmännische oder handwerkliche Tätigkeiten aus, dies erforderte immer speziellere Ausbildungsformen. So waren für reisende Fernhändler Kenntnisse in Schreiben und Rechnen sehr wichtig und auch Grundkenntnisse der lateinischen Sprache stellten sich als sehr hilfreich heraus. Ebenso war es für diese Berufsgruppe notwendig die vielfaltigen Vorschriften für die Ausführung der Schriftsätze und Formalia im Bereich des Verwaltungsschrifttums zu erlernen. Im Handwerk, welches sich in dieser Zeit verstärkt zu spezialisieren begann, war mehr und mehr genaueres Wissen in der Materialkunde und auch Arbeitstechnik gefragt. Es wurde notwendig, gelehrtes Wissen in den *artes liberales* und praktisches Wissen *artes mechanicae* zusammen zu führen.¹⁵

Im Mittelalter waren in den Begriffen freie Künste beziehungsweise Handwerkskünste all jene Kenntnisse und Fähigkeiten enthalten, die die heutige Zeit als Wissenschaft und Technik bezeichnet. Diese beiden Ausbildungsbereiche umfassten somit die Gesamtheit der humanen Bildung. Als freie Künste bezeichnete man ein Zusammenspiel schulischen Teilbereichen, die auch schon im antiken Rom als standesgemäße Bildung des freien Mannes angesehen wurden. Dazu gehörten Grammatik, Rhetorik, Logik, mathematische Ausbildung sowie Musik und auch Architektur. Die manuellen Tätigkeiten, so wie sie von Leibeigenen als Lohntätigkeiten ausgeführt wurden, galten als unedel schmutzig oder banal und waren nur minder geachtet.¹⁶

Es ist zu bemerken, dass einige der so bezeichneten *artes mechanicae* schon immer einen kausalen Zusammenhang zum Geistesleben oder zur Schriftkultur mit sich brachten. So seien

¹² Vgl.: KINTZINGER, Schule und Schüler, S.5f.

¹³ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.137.

¹⁴ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S.18.

¹⁵ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.137.

¹⁶ Vgl.: BOEHM, Artes mechanicae und artes liberales, S.419f.

hier Beispiele dieser Handwerkstätigkeiten anzuführen: Die Kopie von handschriftlichen Texten in den Schreibstuben der Klöster, die Malerei, die sich bemühte theoretische Erkenntnisse der Chemie in der Mischung der Farben anzuwenden, die Architektur, in der Wissen der praktischen Geometrie angewendet wurde, die Bildhauerei, die, zum Beispiel vergleichbar mit der Malerei, Relationen zu der dem Volk geläufigen Inhalten der Theologie herstellte.

Ebenso zählte die Goldschmiedekunst zu jenen *artes mechanicae*, welche keiner geringen Wertschätzung in der Gesellschaft gegenüberstanden, da sie ihre Werkstücke nach gezeichneten Skizzen anfertigte und das Zeichnen an sich bereits durch Aristoteles außerhalb der banausischen Fächer gestellt wurde. Er begründete dies mit dem hohen Nutzen und der Leistungsfähigkeit der Handwerker. Im 15. Jahrhundert stammten die Buchdrucker anfänglich auch häufig aus dem Goldschmiedeberuf, wie auch der berühmte Johann Guttenberg.¹⁷

Durch die höhere Qualität der Bildung und Ausbildungsverfahren war es den Menschen nunmehr möglich neue, vormals kaum darstellbare Berufsfelder zu erschließen und sich in diesen erfolgreich zu entwickeln. Dieser Umstand ermöglichte auch eine verbesserte persönliche Versorgung sowie die Sicherung der finanziellen Existenz.

Mit dem Erwerb gelehrten Wissens stieg ebenso das Ansehen des Gebildeten in seinem städtischen sozialen Umfeld. Für reiche, gebildete Bürger galt es als vornehm das höfische Brauchtum der Ritter nachzuahmen. Es kam in manchen Städten auch vor, dass eine Vielzahl von Kaufleuten dem Ritterstand angehörte.

Der gebildete Händler oder Handwerker konnte sein Gewerbe effizienter und kostengünstiger führen, weil er im Gegensatz zu denjenigen Berufskollegen, welche des Lesen und Schreibens nicht mächtig waren, keine Schreiber beschäftigen musste, die einen zusätzlichen Kostenaufwand im Unternehmen darstellten.

Da wie zuvor erwähnt, bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts die kirchlich geführten Schulen das gestiegene Bildungsbedürfnis des aufstrebenden Bürgertums in den größeren Städten nicht mehr ausreichend befriedigen konnten, entwickelte sich das Interesse der Bürger eigene Schulen an den Kirchen der einzelnen Pfarrbezirke zu etablieren. Derartige Bestrebungen bedurften jedoch der Zustimmung der Kirche.¹⁸ Die Hoheit der Kirche in Schulfragen wurde von den Bürgern jener Zeit noch nicht zur Diskussion gestellt. Als Hauptargument für die Schulen in den Bezirken und damit für eine höhere Schulanzahl in den Städten, wurde von

¹⁷ Vgl.: Boehm, *Artes mechanicae und artes liberales*, S.433.

¹⁸ Vgl.: Nonn, *Mönche, Schreiber und Gelehrte*, S.138.

den Bürgern zumeist die Unzumutbarkeit langer und unsicherer Schulwege, speziell für Schüler, die in weiterer Entfernung beheimatet waren, eingebracht.

Schon 1267 wurde vom päpstlichen Legat Guido, welcher sich für die Beurkundung der ersten Breslauer Schule bei der Magdalenenkirche verantwortlich zeichnete, zu den eingereichten Reklamationen der Bürger berichtet:

„In unserer Gegenwart versammelt, habt ihr vernünftig vorgebracht, dass eure Knaben, besonders die kleinen, die Schulen außerhalb der Mauern der Stadt Breslau besuchen, auf dem Weg zu diesen Schulen bald wegen der Entfernung der Standorte und der beschwerlichen Fußwege, die auf engen und baufälligen Brücken über Flüsse führen, bald auch wegen der Menge an Menschen, Wagen und Pferden, die die vorgenannten Brücken und Wege bevölkern und häufig kreuzen, lästige Beschwerlichkeiten auf sich nehmen, nicht ohne Gefahr für die eigene Person.“¹⁹

„Sane in nostra proposuistis presentia constituti, quod pueri vestri et maxime paruuli, frequentantes scholas extra muros civitatis Vratislaviensis, dum ad easdem scholas accedunt, tum propter locorum distantiam ac passus et accessus difficiles, qui sunt in pontibus strictis et fractis super flumina, tum eciam propter multitudinem hominum, curruum et equorum per predictos pontes et uiam frequenter et assidue transeuntium multa dispendia et incommoda substinent non sine magno propriarum periculo personarum.“²⁰

Was vorerst nicht geplant war, war der Weg weg von den Schulen unter kirchlicher Domäne. Die Beaufsichtigung des schulischen Gesamtsystems wurde jedoch wie bisher vom Bischof gefordert. Schon bald jedoch waren die Stadtbürger bestrebt Mitsprache bei der Gestaltung der Lehrpläne und Organisationsformen der neuen Lehranstalten zu erlangen. Dies brachte auch Auseinandersetzungen mit sich, welche aber nicht als Reibungspunkte zwischen Stadt und Kirche gesehen werden sollten. Die damalige Situation um das Bemühen der Etablierung städtischer Schulen ist nicht gleichzusetzen mit antiklerikalen Bestrebungen oder Neigungen zur Säkularisierung.²¹

Das alltägliche Gesellschaftsleben der Laien brachte andere Anforderungen an die Schulen hervor, als diejenigen, die von der Kirche nachgefragt wurden. Grundwissen und Ausbildung

¹⁹ NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.139.

²⁰ Georg Anton Werner KORN, Breslauer Urkundenbuch I. Nr. 32 (Stadtarchiv zu Breslau 1870) S.35.

²¹ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte. Mönche, S.139.

in der Landessprache wurden vermehrt gefordert, was zur Errichtung dementsprechender Schulformen führte.²² Im späten Mittelalter führte das Streben der Kommunen nach Selbständigkeit zu neuen Schulformen. So kam es immer häufiger zur Gründung von städtischen und auch von privaten Schulen, in denen Laien von Laien ausgebildet wurden. Es war jetzt kirchlichen Schulen sowie Kommunalschulen in gleicher Weise möglich Vorbereitungslehrgänge für Universitätsstudien anzubieten, aber auch die Unterweisung in Wissen, welches für die Ausübung alltäglicher Aufgaben notwendig war, wurde von diesen Einrichtungen übernommen.²³

Ein darin wichtiger Faktor der zur rapiden Entfaltung des städtischen Schulwesens wesentlich beitrug war die sich in den Stadtverwaltungen mehr und mehr ausbreitende Schriftlichkeit. Während des 14. Jahrhunderts kam es zu immer neuen Sorten von Geschäftsschriftgut. Zu dieser Art von Schriftgut gehörten Briefbücher, sowohl für den Eingang als auch für den Ausgang der Korrespondenz, Register – und Kopialbücher für die Urkundenverwaltung in Auslauf und Einlauf, aber auch Steuer-, Bürger-, Zins-, Gerichts-, Urfehde- und Rechnungsbücher wurden eingerichtet.

Eine gleichlaufende Entwicklung ist sowohl in den landesherrschaftlichen Kanzleien, wie auch in den Handelskontoren derjenigen kaufmännischer Unternehmer, welche ihre Krämereien zu Großhandelsbetrieben entwickelt haben, zu sehen.²⁴ Die sich immer mehr etablierenden Stadt- und Ratsschulen hatten zur Aufgabe die Jugend der wohlhabenden Bürger, vorwiegend männlicher Natur, zu unterrichten, um sie auf eine spätere Übernahme des väterlichen Betriebs vorzubereiten. Diese der Kontrolle des Rates unterstellten niederen Lateinschulen hatten die Aufgabe praxisbezogenes und grundlegendes Wissen weiterzugeben. Hier wurde Deutsch und Latein gleichzeitig unterrichtet. Neben den Stadt- und Ratsschulen entstanden auch städtische Elementarschulen, welche Deutsche Schreib- und Rechenschulen für Mädchen und Buben genannt wurden. Diese Schulformen wurden teilweise vom Rat gegründet, teilweise waren es auch private Bildungsanstalten, die dem Rat unterstanden und von diesem kontrolliert wurden. Deutsche Schreib- und Rechenmeister waren in diesen Schulen dafür verantwortlich den angehenden Handelsleuten oder Gewerbetreibenden die Grundkenntnisse in Lesen, Schreiben, Rechnen und in Latein, als auch der Rechtskunde näherzubringen, welche für ihre spätere Berufstätigkeit von Relevanz waren. Zu diesen Kenntnissen gehörte die Lektüre und das Verfassen von Briefen, Mitteilungen,

²² Vgl.: KINTZINGER, Schule und Schüler, S.5.

²³ Vgl.: KINTZINGER, Schule und Schüler, S.5.

²⁴ Vgl.: Enno BÜNZ, Schulen im Umfeld der spätmittelalterlichen Universität Leipzig. In: Detlef DÖRING, Cecilie HOLLBERG (Hrsg.), Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften (Leipzig, Dresden 2009) S. 16-23, hier S.18.

Vertragswerken und Klauseln, aber auch das Führen der Geschäftsbücher. Mit Schulbildung wurde nicht mehr allein religiöse Bildung, vielmehr auch die Heranführung an berufliche Aufgaben gleichgesetzt. Die Bestellung der Unterrichtspersonen oblag dem Rat. Diese mussten in Form von einer Probelektion beweisen, dass sie für die Lehrtätigkeit geeignet sind und einen Amtseid ablegen.

Lehrplan; Stoffumfang, Methodik und Disziplinarrecht der Lehrer und Schüler waren wie bei Stadt- und Ratsschulen auch der Obrigkeit und Kontrolle des Rates untergeordnet.²⁵

Erneuerungsbestrebungen in klerikalen Kreisen zielten teilweise darauf ab Grenzen zwischen geistlicher und weltlicher Bildung wieder bewusst zu machen. Definitiv bindend blieb sowohl für die Geistlichkeit als auch für die Gemeinschaft der Laien, der durch die Religion definierte Sinn der musikalischen und stimmlichen Ausbildung innerhalb des Schulwesens. Die hohe Bedeutung dieses Bereichs stellt eine Brücke von den karolingischen Pfarrschulen zu den vorreformatorischen Stadtschulen dar.²⁶

Die eingeführten sozialen Strukturen ändern sich jedoch trotz der genannten Entwicklungen nicht. Es stellt sich daher die Frage, welche Auswirkungen Schule und Bildung auf die Gesellschaft hatten. Beleuchtet man in diesem Zusammenhang das Thema Mobilität, so fällt auf, dass führende Bildungsszenen und Schulungseinrichtungen, die den an einem Studium Interessierten zur Verfügung standen, auch schon vor der Gründung erster Universitäten bemerkbar waren. Bereits im 12. Jahrhundert wird in diesem Zusammenhang das Thema Bildungs migration thematisiert. Die aus der Tradition stammende strikte Eingliederung von Schulen in kirchliche Institutionen lockerte sich nunmehr zusehends. Der Typus des freien Magisters löste eine neue Form der Bildung von Gemeinschaften ein, welche Interessenverbände der Studenten späterer Generationen vorwegnahm und deren Vorgänger in der Verbindung von gelehrten Mönchen und Stiftskanonikern zu sehen waren. Einmal mehr wird klar, dass Bildung eine wesentliche Größe der Sozialgeschichte darstellt.²⁷

2.1 Pfarrschulen

Zu Anfang des Spätmittelalters entwickelten sich in jenen Städten, in welchen nicht schon an älteren Ausbildungseinrichtungen, wie in Stiften oder Bischofskirchen, unterrichtet wurde, die Pfarrschulen als tonangebende Schulform.²⁸

²⁵ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S.18f.

²⁶ Vgl.: KINTZINGER, Schule und Schüler, S.5f.

²⁷ Vgl.: KINTZINGER, Schule und Schüler, S.5f.

²⁸ Vgl.: Peter MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490 (Frankfurt am Main, Berlin 1989) S.325.

Schon die im frühen Mittelalter errichteten Pfarrschulen hatten die Aufgabe Kinder für liturgische Hilfstätigkeiten auszubilden. Die beigebrachten Lateinkenntnisse bezogen sich jedoch nur auf Religionserziehung und die kirchlichen Lieder.²⁹ Aus den frühen mittelalterlichen Pfarrschulen entwickelten sich allmählich die nachmaligen städtischen Schulen. Die Bürger der Städte beharrten vehement auf die Tradition der Pfarrschulen, speziell dann, wenn sie ihre Autonomie im Schulbereich zu erringen trachteten.

Die Gesellschaft der Laien kritisierte die kirchlichen Schulen besonders seit der Jahrhundertwende zum 15. Jahrhundert bis hin zum Anfang der Reformation immer öfter und heftiger. Einer der Hauptpunkte der Unzufriedenheit war stets die Vereinigung des Unterrichts mit dem Gesang. Bemerkenswert ist hierbei, dass nicht die Tatsache der Verknüpfung des Bildungstransports mit dem Gesang an sich bemängelt wurde, sondern man der Befürchtung Ausdruck gab, dass der Bildungsbereich gegenüber dem Gesang geschmälert wurde. Prägend für den Schulalltag der kirchlichen Schulen des Spätmittelalters war nicht etwa die gründliche Vertiefung der liturgischen Gesänge, vielmehr trat deren praktische Aufführung im Gottesdienst in den Vordergrund.³⁰

Im Spätmittelalter waren derartige Pfarr- oder Lateinschulen geographisch entlang des Rheins, aber auch in Südwestdeutschland, Franken und im Umfeld der Hanse nachweisbar.

In den Zeiten vor der Reformation bestanden diese Art von Pfarr- oder Lateinschulen in allen Reichs- und Amtsstädten, ebenso in fast allen kleineren Orten mit Marktrecht, sie benannten sich dort auch Lateinschulen, waren tatsächlich aber sogenannte *vermengte* oder *gemeine* Schulen.³¹ Das heißt, dass dort in gleicher Weise Deutsch und Latein vermittelt und erarbeitet wurde. Diese Vermengung von deutscher und lateinischer Schule in einem Hause ergab sich hauptsächlich durch die Anforderungen und Situationen von Kleinstädten.

Bis zur Reformation wurden Schüler und Schülerinnen in solchen Einrichtungen gemeinsam unterrichtet. Allerdings war es immer eine Frage nach Finanzen und natürlich auch Raum sowie eine Frage des Vorhandenseins von Lehrpersonal, ob Mädchen und Jungen gemeinsam oder getrennt unterrichtet wurden.³² Dies betrifft jedoch nicht nur die Pfarrschulen alleine, man denke hier an das bekannte Werbebild der Gebrüder Holbein, das einen räumlich

²⁹ Vgl.: Martin KINTZINGER, *Varietas Puerorum. Unterricht und Gesang in Stifts- und Stadtschulen des späten Mittelalters*. In: Martin KINTZINGER, Sönke LORENZ, Michael WALTER (Hrsg.), *Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. Bis 15. Jahrhunderts* (Köln, Weimar, Wien 1996) S.299-326, hier S.301.

³⁰ Vgl.: KINTZINGER, *Varietas Puerorum*, S.302.

³¹ Vgl.: Rudolf ENDRES, *Handwerk – Berufsbildung*. In: Notker HAMMERSTEIN, *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe* (Bd1, München 1996) S. 375-424, hier S.376.

³² Vgl.: ENDRES, *Handwerk – Berufsbildung*, S.376f.

gemeinsamen Unterricht von Knaben und Mädchen zeigt.³³ Die Reformatoren aber verboten diese gemeinsame Unterrichtsform, was dazu führte, dass künftig eigene Mädchenschulen etabliert wurden.³⁴

Wie bei einer Mehrzahl der älteren Schulen war es auch bei den Pfarrschulen anzunehmen, dass sie in ihrer Orientierung zwischen dem Klerus, mit seinen traditionellen Schulrechten und seinem alleinigen Bildungsanspruch und dem nach immer mehr Macht und Einfluss strebenden Rat standen. Der daraus entstehende Interessenskonflikt konnte in Konfrontationen münden, welche sich über Jahrzehnte hinzogen. Es bildete sich jedoch keine klassische Front zwischen Kirche und Staat. In der Auseinandersetzung ging es nicht um Bildungspolitik oder um die zu vermittelnden Inhalte der Bildung, vielmehr um die Wahrung von Rechtsansprüchen in der kollektiven Christenwelt, aber auch um die finanziellen Bildungsbeiträge, die von den Familien der Auszubildenden zu entrichten waren.³⁵

Wie bereits darauf hingewiesen wurde, ist es nachweisbar, dass in diesen Pfarr-, Latein-, oder Ratsschulen eine große Anzahl von Söhnen aus bürgerlichen Häusern unterrichtet wurden, welche danach den handwerklichen Betrieb ihres Vaters weiterführen sollten. Schüler, die aus weniger wohlhabenden Handwerksfamilien stammten, waren zumeist darauf angewiesen ihr Auslangen durch das Chorsingen im Gottesdienst zu finanzieren.³⁶

2.2 Lateinschulen

Aus dem 15. Jahrhundert existieren richtungsweisende Schriftstücke, wie Schulordnungen sowie einzelne normierte Vorschriften. Aus diesen lassen sich andeutungsweise Schlüsse zum realen Schulalltag ableiten. Da Nürnberg das Lebensumfeld des Johann Neudörffer, einer wichtigen historischen Persönlichkeit im Bereich des Schriftwesens und dieser Arbeit darstellt, soll auch immer wieder in Bezug auf die schulischen Entwicklungen auf diese Stadt verwiesen werden. Der Rektor beim Nürnberger Spital, Georg Altenstein, legte um 1485 einen schriftlichen Abriss nieder, in dem der Schulbetrieb der Lateinschulen, denen er angehörte beschrieben wurde.³⁷ Der tägliche Unterricht wurde in drei Vormittags- und drei Nachmittagsstunden erteilt. Nur lediglich zwei Stunden dienten dem Unterricht an sich und jeweils eine Stunde war der Vorbereitung zur Mitwirkung an Gottesdiensten gewidmet, zum

³³ Vgl.: Hans und Ambrosius HOLBEIN, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 311 Amerbachkabinett

³⁴ Vgl.: ENDRES, Handwerk – Berufsbildung, S.376f.

³⁵ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.324.

³⁶ Vgl.: ENDRES, Handwerk – Berufsbildung, S.376.

³⁷ Abgedruckt bei Heinrich Wilhelm HEERWAGEN, Zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtenschulen in dem Zeitraum von 1485 bis 1526 (Nürnberg 1860) S.34-36.

Beispiel dem Chorgesang während Messen, Vigilien oder Kompletten, beziehungsweise die Einweisung in die Hilfsdienste der Messe.

Unter Berücksichtigung ihres Bildungsstandes und Alters wurden die Schüler wohl in drei unterschiedlichen Leistungsstufen unterrichtet, allerdings geschah dies meist in einem einzigen Klassenzimmer.³⁸

Überliefert ist dies auch in der Schulordnung der Schule zu St. Stephan in Wien aus dem Jahr 1446, welche besagt, dass die zu Unterrichtenden gemäß ihrem Lese- und Unterrichtsstoff in drei Gruppen gegliedert wurden.

Es sind dies erstens die Schüler am Anfang ihrer Ausbildung, die mit den grundlegenden Lesematerialien, wie dem Paternoster und dem Credo unter Zuhilfenahme der *tabula* und des *Donat* mit dem Lesen vertraut gemacht wurden. Hier ging es um das Kennenlernen der einzelnen Vokabeln und deren Auslegungen, sowie auch um die Verinnerlichung kleinerer Textpassagen, wie zum Beispiel einen halben Vers und in weiterer Folge um das Auswendiglernen eines ganzen Verses.

Zweitens die Mittlere Gruppe, für die es galt, die zu erlernende Stoffmenge auf zwei Verse zu erweitern. Hier kommen zum Übungstext des *Donat* noch die *regel* und der *Katho* hinzu. Ebenso wird die *prima pars* des *Doctrinale* zweimal erarbeitet.

Die dritte Gruppe bildeten die sogenannten *Grossisten*, bei denen es sich um im Unterricht Fortgeschrittene handelte. Deren Aufgabe war es auch den zweiten und dritten Teil des *Doctrinale* durchzunehmen und zusätzlich, beziehungsweise als Alternative, die Grammatiken *Priscian* und auch den *Florista* inklusive der spekulativen Sprachlogik des Petrus Helie, für die Logik Boethius und rhetoricam zu erlernen.³⁹ Das Einkommen der *magistri* oder *rectores* der Wiener Stephansschule wurde von der Kirche finanziert. Ihre Aufgabe war es die Schüler im Gottesdienst, insbesondere im Chorgesang, auszubilden und einzusetzen. Die weiteren Gegenstände des Unterrichts waren die Artes, allen voran das Trivium, gemäß den Ausbildungsgebräuchen der Dom-, Kloster- und Stiftschulen.⁴⁰

Die rigorose und häufig dargestellte Anordnung, dass zur Verfestigung des Lateinischen jederzeit und allerorts die lateinische Sprache zu verwenden ist, bezieht sich sowohl auf Schulen als auch auf Universitäten in gleichem Umfang.

³⁸ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.145.

³⁹ Vgl.: Klaus GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums und die Rolle der Volkssprache im späten Mittelalter. In: Bernd MOELLER, Hans PATZE, Karl STACKMANN (Hrsg.), Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Göttingen 1983) S.371-397, hier S.375f.

⁴⁰ Vgl.: Fritz Peter KNAPP, Die Literatur des Spätmittelalters. In den Ländern Österreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol von 1273 bis 1439. 1.Halbband. Die Literatur in der Zeit der frühen Habsburger bis zum Tod Albrechts II. 1358 (Graz 1999) S.28.

Der Gebrauch der alleinigen Unterrichtssprache Latein wurde von einem Aufseher, der in den Leipziger Universitätsstatuten als *lupus*, zu Deutsch Wolf, bezeichnet wird, streng kontrolliert.⁴¹ Den Schülern wurde aufgetragen auch in den unterrichtsfreien Zeiten keine Gemeinschaften mit Laien, das heißt nicht gebildeten Kameraden ihres Alters zu bilden. Dass am Anfang und am Ende des Unterrichts gemeinsam gebetet wurde war obligatorisch.

Eine wichtige Aufgabe des Rektors war es auch gerade an Sonn und Feiertagen die Schüler auf die heilige Messe einzustimmen.⁴² Zu diesem Zwecke erläuterte er ihnen das Evangelium. Besonderer Wert wurde aber auf den Chorgesang gelegt. Georg Altenstein stellte am Schluss seiner Schilderung von ca. 1485 über den inneren Betrieb der Nürnberger Lateinschule fest, dass der disziplinierte, manierliche und oftmalige Besuch des Gottesdienstes die Reputation einer guten Schulleitung ausmacht: „Die ganze Ehre eines guten Schulregiments beruht in dem wohlgeordneten, anständigen und zahlreichen Besuch des Chores.“⁴³

Nachdem Martin Luther den Lateinschulen neue Bestimmungen und Rollenbilder übertragen hatte wurden diese auch wie bisher von den Söhnen der Handwerker frequentiert und zwar auch von jenen, die keine akademische Ausbildung anstrebten und deren Aufgabe es war das väterliche Unternehmen als Handwerker weiter zu betreiben. Diese Schülergruppe verblieb zumeist jedoch nur wenige Jahre in der Lateinschule.⁴⁴ Daran änderte sich auch nichts nachdem sich die Lateinschulen im 18. Jahrhundert neuen Ausbildungssparten zuwandten, den sogenannten modernen *Realien* und nunmehr auch Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Geschichte und Geographie, ebenso moderne Sprachen in ihren Lehrplan integrierten und auch Deutsch als Unterrichtssprache in den Vordergrund trat.⁴⁵

2.2.1 Latein im Unterricht

Die lateinische Sprache wurde im frühen Mittelalter im Trivium, den drei sprachlichen Fächern der sieben freien Künste, zumeist in der Form gelehrt, dass die zu Unterrichtenden von Beginn weg in großem Umfang in der Sprache unterwiesen wurden. Es wurde das Lesen und Schreiben in der lateinischen Sprache gleichzeitig beigebracht.⁴⁶

⁴¹ Vgl.: GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums, S.382.

⁴² Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.145.

⁴³ Zit. nach.: Rudolf ENDRES, Das Schulwesen in Franken im ausgehenden Mittelalter. In: Bernd MOELLER, Hans PATZE, Karl STACKMANN (Hrsg.), Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Göttingen 1983) S.173-214, hier S.179.

⁴⁴ Vgl.: ENDRES, Handwerk – Berufsbildung, S.376.

⁴⁵ Vgl.: ENDRES, Handwerk – Berufsbildung, S.377.

⁴⁶ Vgl.: Antonie HORNUNG, Ad Fontes, In: Konrad EHLICH, Marina Foschi ALBERT (Hrsg.), Deutsch als Fremdsprache als transkultureller Erfahrungsraum. Zur Konzeptentwicklung eines Faches (Münster 2015) S.31-63, hier S.35.

Schulordnungen legen mit dem nahezu unveränderten, sowie vom frühen Mittelalter an kaum reformierten, Lehrplan, welcher die zu verwendenden Unterrichtstexten beinhaltet, einen Bildungsstand dar, von denen angenommen werden musste, dass diese nur den Menschen bekannt sein konnte, die eine Lateinschule absolviert haben.

Zu den verwendeten Behelfsmaterialien der Grammatik und vorbereitenden Werken zählten *Tabula*, *Donat*, dazu kamen mit hohem Stellenwert der Psalter, die *Disticha Catonis*, Texte von Avian, Äsop, Terenz sowie Boethius.⁴⁷

Schulordnungen aus dem Mittelalter zeigen in besonderer Weise den überwiegenden Einfluss der lateinischen Sprache auf dem Bildungswesen. Regelungen für deutsche Schulen kommen in diesen nur sehr spärlich vor, vielmehr werden diese als unwillkommene Rivalen abgetan. So wird Deutsch als Unterrichtssprache und die Verwendung der deutschen Sprache auch jenseits des schulischen Umfeldes permanent negiert.⁴⁸ Die Schüler wurden laufend angehalten, mitunter sogar genötigt, sich ausschließlich Lateinischen zu bedienen. Dass das Lateinangebot besonders rigoros an der Wiener Stephansschule umgesetzt wurde, verdeutlicht das nachstehende Zitat:

„Item das die schuler vertig werden in der latein zu reden, so sol man in ieder locatien haben ainen custos, der anschreib die schüler, die deutsch reden oder sust unzüchtig sein; selbst beim schülerspil auf dem freithof sollen sie sich üben im lateinreden.“⁴⁹

Die Schüler waren angehalten die lateinische Sprache in allen Bereichen zu verwenden, sowohl im förmlichen Umfeld des Unterrichts, als auch im freien Umgang miteinander im Spiel während der Unterrichtspausen. Der Umstand, dass man sich einer Aufsichtsperson bediente, der es oblag, die Einhaltung des Lateingebots zu kontrollieren und Schüler, die dagegen verstießen zu notieren, kann auch als Andeutung verstanden werden, dass es schwierig war die strikte Regel des Lateinsprechens innerhalb der Lehranstalten lückenlos zu praktizieren.⁵⁰

⁴⁷ Vgl.: Klaus GRUBMÜLLER, Schulordnungen, In: Burghart WACHINGER, Gundolf KEIL, Kurt RUH, Werner SCHRÖDER, Franz Josef WORSTBROCK, Christine STÖLLINGER-LÖSER (Hrsg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon (Bd. 11, Berlin, New York 2004) Sp. 1390-1395, hier Sp.1394.

⁴⁸ Vgl.: GRUBMÜLLER, Schulordnungen, Sp.1393f.

⁴⁹ Schulordnung der Wiener Stephansschule. Zit. nach: HORNUNG, Ad Fontes, S.35.

⁵⁰ Vgl.: HORNUNG, Ad Fontes, S.35.

Um das Jahr 1464 forderte die Lateinschule in Bayreuth von ihren Schülern: „*das ir keyner kein dewtsch wort rede mit keinem gelerten*“⁵¹, jedoch wird eine Ausnahme eingeräumt: „*er konne dann das nicht oder tet das mit lawbe oder mit gedinge*“⁵².

Auch der der Schulmeister der Stadt Landshut wurde im Jahr 1492 von dieser beauftragt: „*Item er soll auch fleiß haben, dass die schüler in der schule, zur chor und auf der gassen latein reden.*“⁵³

Die primäre Lehrmethodik der mittelalterlichen Lateinschulen bestand im Auswendiglernen. Als Hilfsmittel zur Alphabetisierung dienten in erster Linie kirchliche Gebote und Gebete, sowie vereinzelt Kirchenlieder in lateinischer Sprache. Diese mussten von den Schülern oftmals auswendig gelernt werden, das inhaltliche Verstehen der Texte spielte dabei jedoch nur eine untergeordnete Rolle. Das Auswendiglernen hatte ebenso einen hohen Stellenwert bei der Vermittlung der im Mittelalter verwendeten Grammatikformen.⁵⁴ Wir haben Grund anzunehmen, dass das Repetieren von Texten in denen das Lateinische mit Übersetzungen ins Deutsche gekoppelt wurde, auch als häufig angewandte Unterrichtsform praktiziert wurde.⁵⁵ Durch diese Vorgehensweise sollte offenbar erreicht werden, dass durch das gleichzeitige Auswendiglernen des lateinischen Textes und das permanente Mitlesen, oder auch die Vermittlung der deutschen Übersetzung durch den Lehrer der lateinische Text auch vom Inhalt her verstanden wurde. Schüler die motiviert und effizient in der Lage waren auswendig zu lernen, werden durch diese Methodik optimal profitiert haben. Aufgrund des Faktums, dass an manchen Universitäten des 15. Jahrhunderts, wie auch in Elementar- und Klosterschulen, idente Grammatiken eingesetzt wurden, lässt darauf schließen, dass nicht alle Schüler im gleichen Maße ihren Lehrstoff und somit die lateinische Sprache nicht genügend verstehen und zur Anwendung bringen konnten. Auch im manchen Schulordnungen finden sich Belege dafür, dass sich Eltern dafür einsetzten, dass inhaltliche Erklärungen auch in deutscher Sprache vorgenommen werden sollten.⁵⁶

Zu den strikten Verboten der deutschen Sprache im Lateinunterricht gab es jedoch auch Ausnahmestimmungen, die allerdings klar dargestellt wurden. Diese Bestimmungen sollten zum einen spezifischen Sprachproblemen zu Beginn der Einführung in das Lateinische entgegenwirken, zum anderen aber auch eine Reaktion auf die sich abzeichnende Konkurrenzsituation der *teutschen* Schulen sein. So lassen sich solche Ausnahmeregelungen

⁵¹ Zit. nach: GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums, S.383.

⁵² Zit. nach: GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums, S.383.

⁵³ Zit. nach: GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums, S.383.

⁵⁴ Vgl.: HORNUNG, Ad Fontes, S.35.

⁵⁵ Vgl.: HORNUNG, Ad Fontes, S.36.

⁵⁶ Vgl.: HORNUNG, Ad Fontes, S.38.

bis gegen Ende 1400 finden, wie Beispielsweise 1480 in Crailsheim, wo die Verwendung der deutschen Sprache erlaubt war und zwar „*in casu querendi quomodo illam locutionem formare debeant in latino*.“⁵⁷ Oder auch wie in Landau in der Pfalz, wo dem Schulmeister aufgetragen wird, auf ausdrückliches Geheiß der Eltern den Kindern auch Unterricht in Deutsch zu erteilen: „*dawidder soll der schulmeister nit sein, noch daz weren und er mag auch die kynde tutsche lernen*.“⁵⁸

So war es Tatsache, dass auch Deutsch im Grammatikunterricht eingesetzt wurde und bei der Auslegung von Texten und der Erklärung derselben die Zusammenfassungen der Texte in deutscher Sprache erfolgten. Diese Unterrichtsform zeigt Ähnlichkeiten mit der noch heute im Sprachunterricht verwendeten Praxis Methoden zu mischen beziehungsweise diese abwechselnd zur Anwendung zu bringen.⁵⁹

Die Verbote in den Schulordnungen, die deutsche Sprach zu verwenden, hängen nicht ursächlich mit deren Wertigkeit zusammen, vielmehr ist ihre Absicht die Lateinschüler von unerwünschten Beeinflussungen fernzuhalten und somit das Erlernen der fremden Sprache zu vertiefen. Dass dennoch Deutsch im Grammatikunterricht, im Sinne der reinen Erläuterung der Vokabeln und Erklärung des Lateinischen, herangezogen wurde, ist damit in Verbindung zu bringen, dass es der lateinischen Sprache dienlich ist und den lateinischen Sprachbau dagelegen soll.

Der Auftrag die deutsche Sprache im Unterricht nicht zu verwenden, ist nicht als Widerspruch gegen die vermeintliche Demontage der Unterrichtssprache Deutsch zu verstehen, vielmehr soll die volle Aufmerksamkeit auf das Ziel der ausschließlichen Verwendung des Lateinischen auch im Grammatikunterricht gelenkt werden, selbst wenn dieses Vorgehen eine weitgehende Einschränkung oder Verdrängung der zur Verfügung stehenden Erklärungssprache mit sich bringt.⁶⁰

Für die Teilnahme an Gottesdiensten war es offenbar ausreichend Gebete zu rezitieren ohne wirkliche Klarheit über deren Inhalt zu haben. Eine enorme Änderung der geschilderten Situation bringt die Einflussnahme der Humanisten. Diese trugen Anfang des 16. Jahrhunderts maßgeblich zu Reformen des Schulwesens bei.⁶¹ Der Humanismus, eine Bildungsrichtung, welche in der Renaissance alle Sparten des geistigen Leben erfasste und entgegen der mittelalterlichen Praxis in Orientierung an der Antike den Stellenwert der weltlichen Bildung in Form der *reductio artium ad humanitatem* gegenüber dem mittelalterlichen Ansatz der

⁵⁷ Zit. nach: GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums, S.383.

⁵⁸ Zit. nach: GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums, S.383.

⁵⁹ Vgl.: HORNUNG, Ad Fontes, S.37.

⁶⁰ Vgl.: GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums, S.391.

⁶¹ Vgl.: HORNUNG, Ad Fontes, S.37.

reductio artium ad theologiam gegenüberstellte. Es wurde der antike Gedanken übernommen den Menschen zu seiner wahrhaftigen Form, der *humanitas* zu erziehen. Zu dieser Form gelangt der Mensch durch die Entfaltung der Sprache, die ihn über das Tier stellt und ihn als Mensch definiert.

Der humanistische Bildungsansatz, der die Hinführung des Menschen zu seiner Form per se, nicht aber die Heranbildung von Fachleuten verfolgte, nämlich im alten Rom, wie auch in der Renaissance, bediente sich der Rhetorik, welche im Zusammenwirken der einzelnen Studienfächer einen dominanten Stellenwert erlangte. Es herrschte die Auffassung, dass Ordnung in der Sprache einem geordneten Geistesleben gleichzusetzen sei und somit korrekte Sprache korrektes Denken und ebenso korrekte Taten bewirkt. Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal in der Auseinandersetzung mit der Antike im Humanismus der Renaissance gegenüber der mittelalterlichen Verwendung antiker Themen ist nunmehr die Veränderung des Blickwinkels. Ausschlaggebend ist nicht mehr die Sammlung antiquarischen Wissens, vielmehr ist die Auseinandersetzung mit dem antiken Weltbild als Hinwendung zu antiken Lebensformen und als intensive Bemühung, diese wieder in der Gegenwart durch den uneingeschränkten Einsatz der geistigen Leistungsfähigkeit zu etablieren, anzusehen. Diese Art der Einbringung der Antike in die Gegenwart geschieht in Form der Zwiesprache mit den Schriftstellern der Antike welche man in ihren Überlieferungen als Charaktere der Geschichte wahrnimmt und zu Idolen erklärt, entweder durch Nachahmung ihrer Stilmittel oder durch Ableitung von Regeln zur richtigen Lebensweise. Das Imitieren der Antike stellt einen wesentlichen Faktor des humanistischen Lehransatzes dar, zumal ein doppeltes Ziel verfolgt. Zum einen den Erwerb und die Anwendung der antiken Sprachen und zum anderen die Hinführung des Menschen sein Leben als moralisch handelnde Person zu führen.⁶²

⁶² Vgl.: August BUCK, Der italienische Humanismus. In: Notker Hammerstein (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band 1: 15. Bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe (München 1996) S.1-56, hier S.1f.

2.3 Voraussetzung und Entstehung von *deutschen* Schreib- und Rechenschulen

Es liegt nur wenig historisches Quellenmaterial zu städtischen Schulgründungen vor. Bereits 1252 wurde der Bischof von Lübeck vom päpstlichen Legat Hugo von Santa Sabina beauftragt den Rat, die Errichtung einer neuen Schule an der Marktkirche zu erlauben.⁶³

Ein schlüssiger Entwurf der Laienausbildung mit weitblickenden Perspektiven war jedoch noch kaum vorhanden. Es ist allerdings bemerkenswert, dass der nahezu alleinige Anspruch der Geistlichkeit auf Bildungsvermittlung, dennoch mit nachhaltiger Wirkung durchbrochen werden konnte.⁶⁴

Auch wenn sich die Ausführungen in diesem Abschnitt stark den Erläuterungen der allgemeinen Einführung im Zusammenhang mit dem Verschriftlichungsprozess ähneln, sollen diese nicht als Wiederholung angesehen werden, sondern als Vertiefung in die Thematik der deutschen Schriftsprache.

Da sich die deutsche Schriftsprache, als Verwaltungssprache in der urbanen Administration, der Korrespondenz der kaufmännischen Buchführung und der Urkunden in vielfältigen Formen seit dem 14. Jahrhundert nicht nur differenzierte, sondern auch allgemein mehr durchsetzte, war ein Bedarf zur Einrichtung deutscher Schreibschulen gegeben.⁶⁵

Der deutschen Sprache kam in den Lateinschulen sowie in schriftlichen Überlieferungen über die ganze Periode des Mittelalters nur eine marginale Bedeutung zu. Ab dem achten Jahrhundert ist ein Aufkommen von Tendenzen zu beobachten, welche nach und nach zu frühen Formen der deutschen Sprache führte. Notker von St. Gallen übertrug etwa um 1017 lateinische Schriften des Unterrichtsgebrauchs in die deutsche Sprache. Grund dafür war, dass der Unterrichtsstoff in der Muttersprache rascher und effizienter aufgenommen, verstanden und behalten werden kann, wohingegen fremdsprachlicher Unterricht schwer verständlich oder nur unvollständig aufzunehmen war. Im 12. Jahrhundert geht die Weitergabe des Rechts, gemäß der Devise *Lex est constitutio scripta* von der mündlichen zur schriftlichen Form über. Stadtrechte und Rechtsdokumentationen sind bereits in 13. Jahrhundert in deutscher Sprache nachweislich, Beispiele dafür sind ein Landfriedensgesetz von Kaiser Friedrich II. aus 1235, weiters der Sachsenspiegel, welcher um das Jahr 1235 verfasst wurde und auch der Schwabenspiegel, welcher um 1275 entstand. Zum Landfriedensgesetz Kaiser Friedrichs II. ist zu bemerken, dass dieses auch in einer lateinischen Version vorlag, dessen Bestätigung im Jahre 1281 durch König Rudolf I. von Habsburg und im Jahre 1316 durch Ludwig den Bayern

⁶³ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, 139.

⁶⁴ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.325.

⁶⁵ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.141.

bezog sich jedoch jeweils nur auf die deutsche Fassung dieses Gesetzes. Es herrschte die Annahme, das Fürsten und Bürger nur dann in der Lage waren den Eid auf die Rechtsordnung abzulegen, wenn diese, wie auch die in Deutsch festgeschriebenen Stadtrechte, in der Volkssprache leichter verstanden werden konnten. Auch der Adel löste sich von seiner im Mittelalter gepflogenen kritischen Haltung gegenüber der Schriftlichkeit und verfasste nun mehr Briefe und Tagebücher, setzte Unterschriften unter Dokumente und verbesserte Akten in schriftlicher Form.⁶⁶

Von dem Liederdichter und Minnesänger Oswald von Wolkenstein, welcher von 1376-1445⁶⁷ lebte, ist bekannt, dass er sich im Lesen und Schreiben ausbilden ließ. Es handelt sich bei ihm um den frühesten Autor, der seine Texte in deutscher Sprache verfasst hat, von dem Abbildungen seiner Person und viele Details aus seinem Leben überliefert sind, da er in seinen Aufzeichnungen prägende Situationen und Erkenntnisse aus seiner Vita hinterlassen hat.⁶⁸

Ebenso ist vom Nürnberger Burggrafen Friedrich V. bekannt, dass er des Lesens und Schreibens mächtig war, über eine schöne Handschrift verfügte und Schriftstücke sowohl auf Lateinisch als auch auf Deutsch zu verfassen in der Lage war.

Schon um 1300 wurden in Süd- und Westdeutschland Briefe und Urkunden vornehmlich in der Landessprache abgefasst. Eine derartige Veränderung war in Mitteldeutschland um das Jahr 1330 und in Niederdeutschland um 1350 weitestgehend durchgeführt. Zunft und Handwerksordnungen, wie zum Beispiel diejenige für die Messerer zu Passau vom 29. März 1332 und 29. Juni 1368 lagen bereits in deutscher Sprache vor.⁶⁹

Wie viele Personen aber tatsächlich derartige Urkunden gelesen haben, nur weil sie in der Volkssprache abgefasst wurden, ist fraglich. Die stehende Formel im Anfangsprotokoll von Urkunden lässt darauf schließen, dass nicht alle Personen, für welche die jeweilige Urkunde geltend war, in der Lage waren diese auch lesen zu können. Die Promulgatio einer Urkunde besagt, dass allen „die disen brief sehent oder hoerent lesen“⁷⁰ u.ä. der niedergeschriebene Rechtstitel vermittelt wurde, nämlich durch das Vorlesen und Anhören des Inhalts der Urkunde.⁷¹ Dies gilt natürlich auch für lateinisch verfasste Urkunden – dort lautet das

⁶⁶ Vgl.: Herbert ANTL, Das Elementarschulwesen der Reichstadt Nürnberg. Die Deutschen Schulen in Nürnberg vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit (geisteswiss. Diss. München 1988) S.23.

⁶⁷ Vgl.: Burghart WACHINGER, Oswald von Wolkenstein. In: Burghart WACHINGER, Gundolf KEIL, Kurt RUH, Werner SCHRÖDER, Franz Josef WORSTBROCK, Christine STÖLLINGER-LÖSER (Hrsg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon (Bd. 11, Berlin, New York 2004) Sp.644-679, hier Sp.644, 676.

⁶⁸ Vgl.: WACHINGER, Oswald von Wolkenstein, Sp.644, 676.

⁶⁹ Vgl.: ANTL, Das Elementarschulwesen, S.23.

⁷⁰ Zit. nach.: Ursula SCHULZE, Studien zur Erforschung der deutschsprachigen Urkunden des 13. Jahrhunderts (Berlin 2011) S.126.

⁷¹ Vgl.: SCHULZE, Studien zur Erforschung der deutschsprachigen Urkunden, S.126f.

Fomular: „hos apices legentibus vel audientibus.“⁷² Diese Praxis hatte die Verlautbarung, der Rechtsvorgänge zum Ziel und stellt dar, wie schriftlich festgehaltene Texte Leseunkundigen Rechtsparteien nähergebracht wurden. Es ist nahezu unmöglich festzustellen, ob die formelmäßig dargestellte Form der Publikation in jedem einzelnen Fall umgesetzt wurde. In Fällen, in denen nominierte Zeugen den Rechtsakt bekräftigen und bei denen ein Anerkennungseid von Nöten war, ist davon auszugehen, dass das Vorlesen gängige Praxis war. Es ist daher anzunehmen, dass die verbale Mitteilung der Rechtstexte generell angestrebt wurde.⁷³

Im 14. Jahrhundert entwickelte sich die deutschsprachige Literatur rasant.⁷⁴ Dies ist darauf zurückzuführen, da nunmehr eine rapid wachsende Anzahl von Laien des Lesens und Schreibens mächtig wurden. Dieser Umstand bringt es auch mit sich, dass der Bedarf an Übersetzungen lateinischer Quellen in die deutsche Sprache stark anwächst und eine Vielzahl von Urhebern des 14. Jahrhunderts, sowohl deutsche als auch lateinische Texte der Nachwelt überließen.⁷⁵ Die Tendenz zur vermehrten Verschriftlichung führte auch dazu, dass sich die Stadtverwaltungen immer mehr der Volkssprachen bedienten. Aus den Jahren 1296 bis 1523 sind 128 Schulordnungen, welche in Deutsch oder Niederländisch verfasst wurden, bekannt.⁷⁶ Im Jahr 1473 wird in Ulm die erste Chronik,⁷⁷ welche in deutscher Sprache gedruckt wurde, herausgegeben.

In der Schriftlichkeit konnte sich das Deutsche neben dem Lateinischen bis zum 15. Jahrhundert eine gesicherte Position erwerben. Bereits vor der Mitte des 14. Jahrhunderts hat der Protonotar und Scholaster Michael de Leone ein deutsch-lateinisches Hausbuch zusammengestellt, in welchen sich deutsche Texte, wie gereimte Dichtungen, Gebete in Prosa, aber auch das erste Kochbuch in deutscher Sprache, wie auch eine Polizeiordnung finden.⁷⁸

Auskünfte über den Inhalt des ersten Bandes des genannten Hausbuchs, der durch Zerstörung nicht mehr verfügbar ist, gibt ein Register, welches am Beginn des zweiten Bandes zu finden ist. Dieser zweite Band ist aktuell im Besitz der Münchener Universitätsbibliothek. Es sei hier auf die beiden Werke, nämlich die spätantike *Disticha Catonis* und den Facetus *Cum nihil*

⁷² Landesarchiv Baden-Württemberg: Württembergisches Urkundenbuch Online Band II., Nr. 536; Stand 24. Oktober 2016 (<http://www.wubonline.de/?wub=821>).

⁷³ Vgl.: SCHULZE, Studien zur Erforschung der deutschsprachigen Urkunden, S.126f.

⁷⁴ Einen Überblick über das Anwachsen und die Vielfalt der Literaturgattungen etwa konkret für den österreichischen Raum liefert Fritz Peter Knapp. Vgl. dazu: KNAPP, Die Literatur des Spätmittelalters.

⁷⁵ Vgl.: ANTL, Das Elementarschulwesen, S.23.

⁷⁶ Vgl.: ANTL, Das Elementarschulwesen, S.24.

⁷⁷ Vgl.: ANTL, Das Elementarschulwesen, S.24.

⁷⁸ Vgl.: ANTL, Das Elementarschulwesen, S.24.

utilius aus dem Hochmittelalter, denen eine deutsche Übersetzung beigelegt wurde, im ersten Band hingewiesen.

Das Bemerkenswerte an diesen zusammengehörigen Texten ist ihre Erscheinungszeit, nämlich die Mitte der 14. Jahrhunderts. Werden auch der deutsche Cato und der deutsche Facetus in späteren Tagen als gebräuchliche Texte des Trivialunterrichts und darüber hinaus verwendet, kann nicht davon ausgegangen werden, dass dies bereits im zeitnahen Gebrauch des Hausbuchs so war. Die Cato-Facetus-Passage des Hausbuchs war ein markanter Impulsgeber für die Entwicklung bilingual aufgebauter Unterrichtsmittel und gibt einen Ausblick auf einen grundlegenden Wandel, welcher den geregelten Trivialunterricht des 14. Jahrhunderts prägte.⁷⁹

Es ist festzuhalten, dass die Verschränkung eines deutschen mit einem lateinischen Textes es notwendig machte den lateinischen Basistext in seine Einzelelemente zu zerlegen. Hierfür war ein dringender Wunsch nach logischen und geeigneten volkssprachlichen Hilfsmitteln zur Textübertragung, auch auf schriftlicher Grundlage, ausschlaggebend. Diese Bestrebungen erbrachten im 14. Jahrhundert viele neue Transkriptionen von Unterrichtslektüre in die deutsche Sprache. Die Expansion der Volkssprache brachte es aber auch mit sich, dass nunmehr nicht mehr unzusammenhängend vorgegangen wurde, sondern mit System gearbeitet wurde. Für die Übersetzungen wurden zum einen Wort-für-Wort-Behelfe verwendet, aber es bildeten sich auch bilinguale Erstlesebücher heraus.⁸⁰

Im 14. Jahrhundert sind auch in anderen deutschsprachigen Gebieten volkssprachliche, rechtsgeschichtliche und literarische Schriften nachweislich. Die genannte Würzburger Sammlung stellt jedoch ein sehr markantes Dokument einer städtisch deutsch- lateinischen Mischkultur dar. Ab etwa 1350 setzt sich die deutsche Sprache für die gängige Korrespondenz mehr und mehr durch, die deutsche Sprache ersetzt zu dieser Zeit die lateinischen Einträge in den kaufmännischen Aufzeichnungen. Bis 1500 sind bereits vierzehn Übersetzungen der Bibel in die Hochdeutsche Sprache und auch vier Übersetzungen ins Niederdeutsche bekannt. Bis 1520 erschienen auch schon neunundneunzig Predigtbücher für den häuslichen Gebrauch und Plenarien in deutscher Druckausgabe. Es wird angenommen, dass zu dieser Zeit rund 200 einzelne Druckwerke von Legenden und heiligen Leben im Umlauf waren.⁸¹

⁷⁹ Vgl.: Michael BALDZUHN, Cato und Facetus im Hausbuch Michaels de Leone. Zum handschriftlichen Nach-, Neben- und Ineinander von Latein und Deutsch im 14. Jahrhundert, In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 243 (2006) S.96-104, hier S.96f.

⁸⁰ Vgl.: Michael BALDZUHN, Cato und Facetus im Hausbuch Michaels de Leone, S.103.

⁸¹ Vgl.: ANTL, Das Elementarschulwesen, S.24.

Die Verdrängung und in weiterer Folge gänzliche Ablösung der lateinischen Verwaltungsschriftsprache durch die Volkssprachen erfolgte im Wesentlichen im späten Mittelalter.⁸²

Hat auch Deutsch als Schriftsprache der Dichtkunst schon im 13. Jahrhundert mit den lyrischen Werken der Stauferzeit eine frühe Blütezeit erlebt, blieb das Lateinische über weite Perioden das Ausdrucksmittel für die Administration, die Wirtschaft und den Wissenschaftlichen Bereich. Das Voranschreiten des Deutschen gegenüber dem Lateinischen ist zwar auch schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts vorzufinden, diese Tendenz setzte sich aber nur sehr langsam durch und es ist zu bemerken, dass sie regional und auch in ihrem zeitlichen Ablauf nur in kleinen Schritten erfolgte. Eine vergleichbare Entwicklung ist auch bei der Sprache der Urbare und Güterverzeichnisse festzustellen. Erste Urbare und Zinsrödel in deutscher Sprache finden sich mit Datierungen zum Ende des 13. Jahrhunderts hin. Wurden das Lateinische und das Deutsche durch viele Jahre hindurch nebeneinander sowie in Mischformen verwendet, tritt ca. ab der Mitte des 14. Jahrhunderts insbesondere im Südwesten das Deutsche in den Vordergrund. Texte in lateinischer Form waren somit durch solche in Deutsch ersetzt, jedoch blieb das Lateinische als praktikable Sprachversion, durchaus in Verwendung. Der frühe Wechsel vom Latein zum Deutschen in den Urbaren der Gebiete des Südwestens ist zum einen auf innersprachliche und zum anderen auf außersprachliche Ursachen zurückzuführen.

Was das innersprachliche betrifft, kann angenommen werden, dass das Lateinische im Spätmittelalter nicht mehr ausreichte, um den sich rapide steigenden Bedürfnissen der Rechts- und Wirtschaftssituation gerecht zu werden. Warum der sprachliche Übergang ausgerechnet im Südwesten seinen frühen Ausgang nahm, kann mit dem Faktum in Zusammenhang gebracht werden, dass in diesem Gebiet auch Deutsch als Urkundensprache ihre Anfänge hatte und der Oberrhein einen Zentralpunkt der deutschen Mystik darstellte und darüber hinaus in diesem Gebiet die regionale Heimat der deutschsprachigen Staufer-Dichtung des 13. Jahrhunderts angesiedelt war. Dieses frühe Auftreten der deutschen Urbarsprache am Oberrhein und in Südelelmannien ist somit kaum als Zufall anzusehen. In diesen Regionen haben sich die Bauern eine bedeutend bessere rechtliche Stellung erkämpft als dies in anderen Gebieten des Reiches der Fall war. Es waren hier bereits eine Vielzahl freier Bauern vorzufinden. Besonders in der Schweiz konnte sich der genossenschaftliche Freiheitsgedanke mit dem ausgehenden 14. Jahrhundert bemerkenswert entwickeln. Mit

⁸² Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.53.

Anfang des 15. Jahrhunderts war das Deutsche als urbariale Sprachform, beziehungsweise grundlegende Sprache, im Südwesten fix etabliert.⁸³

Auch der niedrige Adel und die Angehörigen der bürgerlichen Kreise schrieben nunmehr ihr Deutsch, ohne zuvor in der lateinischen Schreibweise unterwiesen worden zu sein. Die Regionalsprache wurde jetzt wie gehört zu Pergament gebracht, oder auch mit dem 14. Jahrhundert zunehmend auf das weit günstigere und sich somit auf das rasch verbreitende Papier geschrieben. Für weite Teile des Schrifttums genügte eine regionale Verständlichkeit, weil darin Dinge mit Bezug auf ein engeres geographisches Umfeld dargestellt waren. Der lokale Dialekt war die verbreitetste Sprachform. Jedoch ist hier auch festzuhalten, dass es sich bei der Sprache, die Unterricht gelehrt wurde nicht um Umgangssprache handelt. Der Umstand des zunehmenden Verkehrs, des gestiegenen Bedarfs nach schriftlichen Aufzeichnungen auch über die Region hinaus und die stets mehr werdende Anzahl der Leser, brachten es mit sich, dass nunmehr auch Schriftstücke gebraucht wurden, die, über enge regionale Grenzen hinweg, allgemein verständlich waren. Dies führte ab dem 14. und 15. Jahrhundert über etwa dreihundert Jahre hinweg zur Entstehung einer regionsübergreifende hochdeutschen Ausgleichsschriftsprache. Der genannte Vorgang kann durchaus als einer der wichtigsten Verdichtungsprozesse in der deutschen Geschichte bezeichnet werden. Die Entstehung der Ausgleichsschriftsprache beruhte nicht direkt auf einem oder mehreren Dialekten, sie war vielmehr geprägt von Überlegungen bezüglich ihre Nützlichkeit, welche sich nicht zuletzt aus den Notwendigkeiten der Textschreiber und -setzer ableitete, die um eine größtmögliche Verständlichkeit bemüht waren.⁸⁴

Obschon die deutschen Schulen in ihrer Frühzeit wenig wertschätzend angesehen wurden, war ihre zu Ende des Mittelalters Stellung als Bildungsträger für ausgedehnte Bevölkerungsgruppen, speziell im kommerziellen und handwerklichen Bereich sehr bedeutend. Ein wichtiger Stellenwert kam auch der Wissensvermittlung außerhalb der Schulen zu. So sind schon vor dem 14. Jahrhundert Bemerkungen darüber in kaufmännischen Aufzeichnungen und letztwilligen Verfügungen zu finden. Zumeist wurde diese Form des Unterrichts von Geistlichen im engen Umfeld der Familie oder auch reisenden Scholaren, beziehungsweise Klerikern ohne feste Anstellung durchgeführt und ermöglichte diesen einen angesehenen Einkommenserwerb.

⁸³ Vgl.: Heinrich LÖFFLER, Deutsch-lateinische Schreib-Diglossie im späten Mittelalter. Zur Textfunktionalen Verteilung von Deutsch und Latein in der urbarialen Verwaltungssprache des frühen 15. Jahrhunderts: Eine Fallstudie. In: Albrecht GRUELE, Uwe RUBERG (Hrsg.), Sprache, Literatur, Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen. Wolfgang Kleiber zu seinem 60. Geburtstag gewidmet (Stuttgart 1989) S.125-137, hier S.125f.

⁸⁴ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.53.

Die gesteigerte Nachfrage nach Schreib-, Rechen-, und anderen praktischen Fähigkeiten brachte es mit sich, dass sich neben städtischen Schreibschulen nunmehr auch *teutsche Schreib- und Rechenschulen* in Form des freien Gewerbes entwickelten. Die dort als Unterrichtende tätigen Schreib- und Rechenmeister, waren somit klassische, gewinnorientierte Gewerbetreibende. Als solche waren sie darauf angewiesen, sich im freien Wettbewerb durchsetzen zu müssen. Diese Privatschulen, welche oft als Familienunternehmen betrieben wurden, wurden in der Bürgerschaft vielfach mit der geringschätzigen Bezeichnung Winkelschulen versehen. In erster Linie wohl deshalb, weil sie keine obrigkeitliche Genehmigung besaßen und damit die dort erworbene Ausbildung auch nicht zu sozialem Prestige beitrug. In dieser Schulform war die Gattin des Lehrers zumeist als Lehrfrau ihrem Ehemann behilflich und vertrat diesen in dessen Abwesenheiten.⁸⁵

2.3.1 *teutsche* Schulen

Der Stellenwert der Volkssprache im mittelalterlichen Unterricht an den Schulen war nur sehr gering. Wie im Kapitel Lateinschulen dargestellt, gelang es der Volkssprache nur soweit im Unterricht verwendet zu werden, als dies zu einem einfacheren Verständnis des Lateinischen von Nöten war. Schreib und Lesefähigkeiten in der deutschen Sprache wurden als Randerscheinung des Erwerbs der Bildungssprache Latein betrachtet. Ab der Etablierung der *teutschen* Schulen im Schulwesen des Mittelalters, gab es eine Schulform, bei der man davon ausging, dass sie in der Lage war, die volkssprachliche Schriftfähigkeit direkt und ohne Umwege über die lateinische Sprache zu vermitteln.⁸⁶

Vielfach wurden die unterschiedlichen Schultypen *teutsche* Schule, *Klipp-*, *Winkel-*, *Bei-* oder *Schreibschule*, summarisch mit dem Überbegriff *teutsche* Schule bezeichnet und sind in den mittelalterlichen Quellen in Bezug zu anderen Schulen verhältnismäßig selten zu finden. Zumeist beziehen sich diese raren Quellen auch nicht direkt auf die *teutschen* Schulen, sondern stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit den Stadtschulen, deren Bestreben es war, sich aus Konkurrenzgründen gegenüber den *teutschen* Schulen hervorzuheben.⁸⁷ In einem Dokument von 6. August 1418, nämlich dem Lübecker Schulvertrag, ist ein früher gesicherter Beitrag zu einer Schule, die unter den genannten Überbegriff *teutsche* Schule fällt, enthalten. Dieser Vertrag berichtet über die Gründung von vier städtischen Schulen, welche den Titel *Schreibschulen* trugen. Vertraglich geregelt ist auch die Festlegung der Inhalte des Unterrichts und zwar auf eine grundlegende volkssprachliche Ebene, wodurch sie als *teutsche*

⁸⁵ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.142.

⁸⁶ Vgl.: Hartmut BLEUMER, "Deutsche Schulmeister" und "Deutsche Schule". Forschungskritik und Materialien. In: Klaus GRUBMÜLLER, Schulliteratur im späten Mittelalter (München 200) S.77-98, hier S.77.

⁸⁷ Vgl.: BLEUMER, "Deutsche Schulmeister" und "Deutsche Schule", S.77f.

Schulen anzusehen waren. Es ist vorgesehen, dass der Terminus *teutsche* Schule in den nachfolgenden Ausführungen auf jede Form des Unterrichts angewendet wird, der sich mit der generellen Weitergabe des Lesens und Schreibens in der Volkssprache beschäftigt und sich dabei auch ausschließlich der Volkssprache bedient. Durch diesen Versuch den Begriff *teutsche* Schule zu definieren, tritt die Frage nach dem Betreiber der Schule in den Hintergrund.⁸⁸ Bereits der Lübecker Vertrag macht deutlich wie wichtig es ist, vorerst sich solch eines weitgesteckten Begriffsverständnisses zu bedienen. Der Vertrag dokumentiert zum einen die Etablierung von städtischen Schulen zum andern aber auch, dass in Lübeck zur Zeit der Vertragserstellung auch private Schreibschulen in Betrieb gewesen sein müssen, zumal der Privatunterricht definitiv als Ursache für die, mit dem Vertrag bereinigte, Auseinandersetzung mit dem Scholaster der Stadt, Hermann Dwerge, angeführt wird:

„de erbenomeden borgher in der erbenomeden stad hadden vele schole, dat scryfschole synt geheten, to vorvanghe unde schaden der rechticheyt der scolastrien, de se jeghen synen willen unde ane syn orloff helden, unde in den scholen leten kynderen scryven leren unde alsus underwysen, darvan se dat loen upnemen und in eren budel steken.“⁸⁹

Das Vorhandensein von Schulen unter privater Führung bleibt auch in frühen Abhandlungen über das mittelalterliche Schulsystem nicht unerwähnt, jedoch stand bei der Zusammenfassung der Schulen unter dem Begriff *teutsche* Schule die Idee im Vordergrund, dass diese überwiegend von städtischen Schulbetreibern geführt wurden. Die Privatschulen trugen unverkennbar gewerbliche Züge, welche auch deutlich durch heute noch vorhandene Unterrichtsankündigungen vor Augen geführt werden.⁹⁰ Jedoch schränkten private Schulen ihre Tätigkeit nicht nur auf die Vermittlung der Schriftlichkeit in der Volkssprache ein. Es sind auch Unterlagen bekannt, die den Unterricht von Schreibmeistern bewarben, der sich durchaus an lateinkundige Schüler wandte, zumal diese in Latein verfasst waren und darüber hinaus differenzierende Inhalte des Unterrichts angaben. Es ist somit nicht möglich, wie in älteren Betrachtungen durchaus üblich, von Informationen bezüglich des Unterrichts durch private Anbieter direkt auf einen Unterrichtsstoff in der Volkssprache rückzuschließen. Jedoch konnte es auch der Fall sein, dass ein in Volkssprache erteilter privater Unterricht sich nicht

⁸⁸ Vgl.: BLEUMER, "Deutsche Schulmeister" und "Deutsche Schule", S.80.

⁸⁹ Zit. nach.: BLEUMER, "Deutsche Schulmeister" und "Deutsche Schule", S.80.

⁹⁰ Vgl. hierzu den Text auf dem bekannten von Hans und Ambrosius HOLBEIN gefertigten Aushängeschild von 1516 für einen Basler Schulmeister, Basel Kunstmuseum, Inv. 311 Amerbachkabinett.

nur auf den grundlegenden Stand der Wissensvermittlung einschränkte, wie er den städtischen *teutschen* Schulen zugeschrieben wurde.⁹¹

Nicht nur die lateinischen Pfarrschulen boten Konfliktpotenzial, worauf im Laufe der Arbeit bereits eingegangen wurde, vielmehr entstanden auch Auseinandersetzungen um die noch zu gründenden *teutschen* Schulen, speziell ab dem 15. Jahrhundert. Ihre Anfänge nahmen jene Schulen bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts am unteren Niederrhein und auch noch darüber hinaus. Die neuartigen Schreib- und Leseschulen vermittelten die Fähigkeiten des Schreibens und Lesens auf Basis der deutschen Sprache und widmeten sich dem Lateinunterricht zu einem späteren Zeitpunkt, teilweise nur mangelhaft oder überhaupt nicht. In manchen Fällen war ihnen ausdrücklich untersagt Unterricht in Latein zu erteilen. Das Motiv für dieses Verbot war es die Unterschiede in der Güte der Wissensvermittlung deutlich hervorzuheben. Der Konflikt um die Kompetenzen im Bildungswesen zwischen Kirche und Staat wurde durch die *teutschen* Schulen erneut entfacht, ohne dass es sich dabei um Grundsatzfragen über die Bildungsinhalte handelte, allein die jeweiligen Zuständigkeiten standen im Mittelpunkt der Debatten. Sie verliehen der Auseinandersetzung hohe Brisanz in dem viele neue Schulgründungen äußerst kritisch hinterfragt wurden, da sie in die Nähe der Winkelschulen gerückt wurden, welche nicht unter gesetzlicher Obhut standen.

Die Güte des Unterrichts in *teutschen* Schulen wurde allmählich verbessert, wenn nötig auch auf eindringliche Anordnung des Rates. Das Schulgeld an diesen Bildungsanstalten war günstiger und es wurden mit der Zeit immer mehr Schüler aufgenommen. Zumeist war dort die Art der Wissensvermittlung näher an der Praxis orientiert, als in den klerikalen Schulen. Die Auflehnung der Geistlichkeit gegen die *teutschen* Schulen wurde häufig dann aufgegeben, wenn die Machtstrukturen dies notwendig machte, beziehungsweise schwieg der Klerus, wenn die Hoheit der Kirche im Ausbildungswesen unangetastet blieb. Dies hatte zur Folge, dass sich die brauchbaren Innovationen mehr durchsetzen konnten. Für deutsche Kleinstädte oder auch kleinere Orte war die *teutsche* Schule eine zweckmäßige Ausbildungsform, die auch in größeren Städten erfolgreich in der Konkurrenz mit anderen Schulformen auftrat. Dies führte dazu, dass auch Lateinschulen Sparten der neuen Unterrichtsart einführten beziehungsweise, dass es zu einer Vermengung der beiden Schultypen kam, auf die bereits hingewiesen wurde. Wenn auch unter großen Anstrengungen erreichte die deutsche Sprache, sowohl Grammatisch, als auch didaktisch immer mehr Unabhängigkeit. Dies bedeutete jedoch auch, für das neu ausgebaute Schulwesen, so man es als Ganzheit betrachten darf, dass sich die Verbindung mit der lateinischen Mutterkultur

⁹¹ Vgl.: BLEUMER, "Deutsche Schulmeister" und "Deutsche Schule", S.80.

lockerer gestaltete. Die alte Trennung, zwischen Alphabeten und Analphabeten wurde, insofern sie Merkmal von zwei unterschiedlichen Kulturformen war, im Wesentlichen in gleicher Weise in der schulischen Ausbildung weitergelebt. Die vermehrte Hinwendung des Schulwesens zu breiteren öffentlichen Schichten brachte es mit sich, dass die drei Hauptbestandteile der Wissensvermittlung im späten Mittelalter, als da sind die sittlich religiöse Lehre, das grundlegend Praktische sowie das Gelehrt-Lateinische, nicht länger in nur einer Institution durchgeführt wurden.⁹²

Zu den Aufgaben der *teutschen* Schulen gehörte es auch die jungen weiblichen Schülerinnen zu unterrichten für deren Ausbildung immer mehr Nachfrage entstand.⁹³

Allerdings blieb der Anteil der Schülerinnen bei Schreib- und Rechenmeistern noch bis ins 16. Jahrhundert sehr gering.⁹⁴

Vielfach fand der Unterricht in beengten und wenig ansprechenden Lehrräumen statt.⁹⁵

Es sei hier bereits auf die Abbildung eines Lehrraumes auf den Werbetafeln für eine Schreibschule, gestaltet von Hans Holbein d. J. und seinem Bruder Ambrosius Holbein, verwiesen, die eine Unterrichtssituation in einer eben solchen Schule wiedergeben. Auf diese Tafeln, die sich in Basel im Kunstmuseum befinden, soll jedoch im Zuge dieser Arbeit noch ausführlich eingegangen werden.

Die Bürger, Handwerksgesellen, aber auch Frauen und Jungfrauen sowie natürlich Knaben und Mädchen⁹⁶ wurden gegen Entgelt unterrichtet, die Auszubildenden der armen Schichten waren jedoch von barmherzigen Gaben abhängig. Es war jedoch häufig der Fall, dass die Teilnahme am Unterricht nicht kontinuierlich erfolgte, da es durchaus gängige Praxis war, den Unterricht nur in den Wintermonaten zu besuchen. Das Schuleintrittsalter lag angenommener Maßen bei fünf bis sechs Jahren. Die Entscheidung über die Länge der Ausbildungszeit lag im Ermessen der Erziehungsberechtigten. Das Zentrum der Unterweisung stellte zumeist ein vielfach wiederholtes Memorieren der Unterrichtsinhalte dar. Es ist davon auszugehen, dass die Inhalte oftmals den Schülern unter Verwendung der Rute, welche ein Markenzeichen der Schulmeister war, eingepaukt wurden. Fix geregelte Ferienzeiten waren noch nicht eingeführt. Unterrichtsfreie Zeiten waren jedoch durch viele kirchliche Feiertage und regionale Feste immer wieder gegeben.

⁹² Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.325f.

⁹³ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.142.

⁹⁴ Vgl.: ENDRES, Handwerk – Berufsausbildung, S.378.

⁹⁵ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.327.

⁹⁶ Vgl.: Hans und Ambrosius HOLBEIN, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 311 Amerbachkabinett

Da und dort entwickelten sich auch reine Mädchenschulen.⁹⁷ Aus den Standeslisten der Schule St. Georg in Hagenau, welche seit 1413 bekannt sind, waren einem Schulmeister durchschnittlich fünfzig Knaben und zwanzig weibliche Schülerinnen anvertraut.⁹⁸ Hinsichtlich Schulgeld und Lehrinhalte herrschte eine völlige Gleichstellung zwischen Schülern und Schülerinnen. Die schlichteren Schulformen waren sehr an den Bedürfnissen der Handwerkerschichten orientiert. Auf das Jahr 1491 geht die Bamberger Vorschrift für *teutsche* Schulmeister und Schulfragen die den Rang einer Handwerksordnung innehatte.⁹⁹

Die *teutsche* Schule war Einkommensquelle des Schulmeisters und ermöglichte ihm auch den Unterhalt für seine Gattin und den von ihm auszubildenden Lehrernachwuchs. Sie war als private Werkstatt geführt, welche sich der Herausforderung des Wettbewerbs mit gleichartigen Institutionen auszusetzen hatte. Es war möglich gegen das Abwerben von Schülern, gegen ungerechtfertigt niedrige Schulgeldforderungen oder böse Verleumdungen zu klagen. So wurde zum Beispiel wie auch im Tuchgewerbe die Güte der Schulen ständig durch die behördlichen Instanzen geprüft. Allerdings war eine Meisterprüfung im schulischen Bereich vorerst noch nicht eingeführt. Das Ausbildungsniveau der einzelnen Lehrer divergierte erheblich und basierte kaum auf einen Universitätsbesuch. Vielfach beruhte der Ausbildungsstand auf einer Form der Lehre welche durch einen Schulmeister vermittelt wurde. Das Thema der Ausbildung zum Schulmeister wird in weiterer Folge noch detailliert dargestellt.

Eine große Anzahl von Schulen hatte nur einen kurzen zeitlichen Bestand. Dies ist darauf zurückzuführen, dass sich die Lehrer örtlich weiterbewegten oder auch in ihrer Lehraufgabe nur einen zeitlich begrenzten Schritt hin zu einträglicheren Einkommensquellen sahen. Der Lehrberuf war zu Ende des Mittelalters zwar ein häufig ausgeübtes Metier, jedoch oftmals auch mit kargen Einkommen verbunden. Eine erfolgreiche Karriere war am leichtesten in der Verflechtung zwischen Schreib- und Rechenmeister zu schaffen, da diese sehr stark nachgefragtes Spezialwissen bieten konnten.¹⁰⁰

Dem Schreiben und dem Rechnen wurde bis in das 16. Jahrhundert hinein der Stand des freien Gewerbes zugeschrieben, demnach galten die Schreib- und Rechenmeister als private Unternehmer im Rahmen ihrer Geschäfte. Dies führte auch dazu, dass keine Schulordnungen seitens der Obrigkeit aufgestellt wurden. Dies änderte sich mit dem Beginn der Reformation indem den *teutschen* Schulen der christliche Religionsunterricht anvertraut wurde. Das

⁹⁷ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.327.

⁹⁸ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.327.

⁹⁹ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.327.

¹⁰⁰ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.327.

Vorbild war natürlich der Stellenwert der religiösen Bildung in den katholischen Schulen; die Protestanten systematisierten den Unterricht aber auch in dieser Hinsicht. Die vielfältigen Komponenten, welchen ‚Schule‘ historischer Entwicklung folgend unterworfen war, führten dazu, dass die Schulen der Schreib- und Rechenmeister zu städtisch-öffentlichen Einrichtungen gemacht wurden, wie dies in Schweinfurt und Windsheim der Fall war, oder aber einer strengeren Aufsicht durch den Rat unterzogen wurden, was in Nürnberg geschah.¹⁰¹ Im Nürnberger Ratsverlass vom 1. November 1613¹⁰² wurde nicht nur die Anzahl der Schreib- und Rechenmeister festgelegt, vielmehr wurde auch dafür Sorge getragen, dass sich die Schulen nicht unkontrolliert ausbreiteten und die Menge der damals bestehenden Lehranstalten von 75 auf einen Grenzwert von 48 zurückgesetzt.¹⁰³ Des Weiteren wurde verfügt, dass drei bis vier der befähigsten Schreib- und Rechenmeister ausgewählt wurden, um als Vorgeher zu fungieren. Die Aufgabe der Vorgeher war es, die etablierten Schulen zu überprüfen und den angehenden Lehrern das Examen abzunehmen.¹⁰⁴

Schulen dienten nicht nur den in den Städten schon beheimateten Schreib- und Rechenmeistern, sondern auch ihren Frauen, Studienabbrechern, theologisch Ausgebildete, die keine Aufnahme in den Kirchendienst finden konnten, Magister und Schulleuten als innovative Einkommensquelle.¹⁰⁵

Die jeweiligen Schulformen orientierten sich in erster Linie an den Größen der Städte, so waren teutsche Schulen zumeist privat geführt, die Lateinschulen hingegen befanden sich im städtischen Besitz. Die sogenannten vermengten Schulen stellten eine Mischform zwischen den beiden genannten Schultypen dar, welche zumeist in kleineren Städten oder Märten anzutreffen war. *Teutsche* Schulen blieben Städte vorbehalten, deren Einwohnerzahl über 2000 hinausging. Da sich die Winkelschulen hauptsächlich mit der Weitergabe von Glaubenswerten religiöser Randgruppen beschäftigten, gehörten sie zu einem bedrohtem Stand der vorwiegend sehr zurückgezogen agierte.¹⁰⁶ Daneben gab es aber immer noch – wenn in den Städten Klöster waren, die Klosterschulen.

¹⁰¹ Vgl.: Rudolf ENDRES, Ausbildung und gesellschaftliche Stellung der Schreib- und Rechenmeister in den fränkischen Reichsstädten. In: Johann Georg PRINZ VON HOHENZOLLERN, Max LIEDTKE (Hrsg.), *Schreiber, Magister, Lehrer. Zur Geschichte und Funktion eines Berufsstandes* (Bad Heilbrunn/Obb. 1989) S.144-159, hier S.146.

¹⁰² Vgl.: Stadtarchiv Nürnberg, Ratsverlässe vom 1. November 1613.

¹⁰³ Vgl.: Michael ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters. In: Michael ROTH (Hrsg.), *Schrift als Bild : [erscheint zur Ausstellung "Schrift als Bild", Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, Kulturforum, Potsdamer Platz, 29. Oktober 2010 - 23. Januar 2011]* (Berlin 2010) S. 110-122, hier S.112.

¹⁰⁴ Vgl.: ENDRES, Ausbildung und gesellschaftliche Stellung der Schreib- und Rechenmeister, S.146.

¹⁰⁵ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.142.

¹⁰⁶ Vgl.: Helmut FLACHENECKER, Rolf KIESSLING, *Städtelandschaften – Schullandschaften. Eine Einführung.* In: Helmut FLACHENECKER, Rolf KIESSLING (Hrsg.), *Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben.*

Es zeigt sich somit, dass in Wahrheit in den spätmittelalterlichen Städten eine weit größere Vielfalt an Schulen anzutreffen war, als dies bisher gemeinhin vermutet wurde. Das Bildungsangebot entsprach durchaus den bürgerlichen Erfordernissen und so sind neben den Stadtschulen auch privat geführte beziehungsweise halbprivate und auch kirchliche Schulformen anzutreffen, welche dem Bildungsauftrag nachkamen. Im Ausbildungssystem waren bereits Vorschulen für kleinere Kinder zu finden, welche ab ihrem vierten Lebensjahr in die elementaren Schreib- und Leseschulen übertreten konnten, nach deren Absolvierung die notwendigen Vorkenntnisse für einen Wechsel in eine Rechenschule gegeben waren. Die Rechenschulen vermittelten Wissen ausgehend vom kleinen Einmaleins bis hin zur Basis des kaufmännischen und auch verwaltungstechnischen Rechnungswesens. Ab dem siebenten Lebensjahr konnten geeignete Schüler in die Lateinschulen eintreten. Bei den Lateinschulen kam es, im Gegensatz zu den Schreib- und Rechenschulen, in denen in der Volkssprache unterrichtet wurde, zu einem starken Wettbewerb mit den Schulen der Kirche und der bischöflichen Kontrollfunktion. Der beschriebene schulische Ablauf bedeutete jedoch nicht, dass die einzelnen Schulformen als Institutionen oder in personeller Hinsicht aufeinander abgestimmt waren. Das schulische Angebot in den Städten des Spätmittelalters konnte noch nicht als ‚Schulsystem‘ bezeichnet werden.¹⁰⁷

2.3.2 Winkelschulen

Die in den Quellen *Winkelschule* genannten Schulformen, charakterisieren einen Typus von Schulen, welche nur in sehr eingeschränktem Ausmaß institutionalisiert waren. Die sogenannten Winkelschulen waren privat geführte Lehranstalten, in denen ein Unterricht erteilt wurde, der nicht der Kontrolle des Rates unterlag. Der Magistrat der Stadt Regensburg untersagte im Jahr 1535 den Betrieb von Winkelschulen, diese wurden augenscheinlich von den Wiedertäufern betrieben.¹⁰⁸ Als Winkel kann somit jener Bereich angesehen werden, in dem Anhänger derjenigen Religionen wirkten, die Glaubenswerte vermittelten, die entweder aus politischen oder aus sozialen Gründen nicht akzeptiert werden konnten. Der Mangel an Institutionalisierung war also ein wesentliches Merkmal der Winkelschulen. Wie sehr sich die

Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (München 2005) S.1-14, hier S.11.

¹⁰⁷ Vgl.: Martin KINTZINGER, Stadt und Schule im hoch- und spätmittelalterlichen Reich. Genese und Perspektiven der mediävistischen Stadtschulforschung. In: Helmut FLACHENECKER, Rolf KIESSLING (Hrsg.), Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (München 2005) S. 15-42, hier S.19.

¹⁰⁸ Vgl.: Hans Josef KREY, Unterricht als Arbeitsmarkt. Entwicklungslinien vom Spätmittelalter bis zum 16. Jahrhundert. In: Helmut FLACHENECKER, Rolf KIESSLING (Hrsg.), Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausarbeitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (München 2005) S.75-132, hier S.103.

Winkelschulen zusätzlich zum Unterricht in religiösen Fragen auch mit der Vermittlung von Kenntnissen im Lesen und Schreiben und auch in anderen Fächern beschäftigt haben war im Einzelnen von der Güte der Ausbildung des Winkelpredigers selbst abhängig. Auch der vorhandene Bildungsgrad der Schüler und die Anforderungen der jeweiligen religiösen Anschauung beeinflussten die Qualität des Unterrichts in den Winkelschulen. Gerade Zeiten grundlegender religiöser Änderungen begünstigten die Tätigkeit der genannten Schulform.¹⁰⁹ Da die Bischöfe Bayerns eine klare Trennlinie zwischen Winkelschulen und *teutschen* Schulen zogen, verlangten sie im Jahr 1537:

„mit rat und hilff der weltlichen ain ordnung der teutschen schueln halben furzunehmen, damit die gar oder zu tail desgleichen auch die winkelschuelen abgetan oder doch in ain bessers wesen [...] gericht oder gebracht wurden [...].“¹¹⁰

Den *teutschen* Schulen und den Winkelschulen wurde angelastet, dass sie keinen Wert für die Heranbildung von Priestern hätten und auch für die Verbreitung des Sektenwesens mitverantwortlich wären. Da von den Bischöfen sowohl die *teutschen* Schulen als auch die Winkelschulen in Einem genannt wurden, muss davon ausgegangen werden, dass von ihnen hinsichtlich des Ausmaßes der Möglichkeiten der Beaufsichtigung sehr wohl eine Unterscheidung zwischen den *teutschen* Schulen und Winkelschulen vorgenommen wurde.

Allerdings begünstigte die schwierige Lage der Lateinschulen eine progressive Entwicklung sogenannter *teutscher* Schulen, welche leichter durch die Geistlichkeit oder Magistratsbehörden zu beaufsichtigen waren. In diesem Kontext wurden Winkelschulen jedoch als Privatschulen angesehen für die es keine Möglichkeiten zur Kontrolle gab.

Die Eltern zogen die Winkel- und Privatschulen den Armenschulen, welche intensiver durch die Obrigkeit beaufsichtigt wurden, vor. Ein wesentlicher Grund für diese Bevorzugung ist darin zusehen, dass dort der Aspekt der religiösen Erziehung mit der Zahlungsfähigkeit und -moral in Zusammenhang stand, so konnte auch der Zwang, dass die Schüler regelmäßig die Kirche besuchen, um dort bei Gottesdiensten durch Gesang und als Messdiener auszuhelfen, die Kirche regelmäßig zu besuchen entfallen. Gegenüber den örtlichen Obrigkeiten, welche versuchten Kinder zum Schulbesuch zu zwingen, argumentierten die Eltern der Freiheit ihrer Kinder und entzogen sie somit deren Zugriff. So war es den Normierungen der landesherrlichen Organe nicht einfach gemacht in das dargestellte soziale Gefüge von

¹⁰⁹ Vgl.: KREY, Unterricht als Arbeitsmarkt, S. 103.

¹¹⁰ Georg PFEILSCHIFTER, Acta Reformationis Catholicae. Ecclesiam Germaniae concernentia saeculi XVI. Die Reformverhandlungen des deutschen Episkopats von 1520-1570. Band 2. 1532-1542 (Regensburg 1960) S.367.

Bedingungen der Wissensvermittlung und -aneignung vorzudringen und das obwohl die von der Obrigkeit angestregten Schulzwänge durchaus auf ortsbezogenen und pragmatischen Wissensständen beruhten.¹¹¹

In der Reformationszeit sind die Winkelschulen keiner bestimmten Gruppe von geographischen Definitionen zuzuordnen. Nicht nur in Städten, auch in ländlichen Gebieten haben sich Winkelschulmeister angesiedelt.¹¹²



Abb. 1: Winkelschule in den Wohnräumen eines Schulmeisters, Holzschnitt 16. Jhd.; Freiburg, Archiv

2.3.3 Der Schulalltag in *teutschen* Schreib-und Rechenschulen

Das Baseler Kunstmuseum besitzt zwei bildliche Darstellungen aus dem Jahre 1516, welche vom Bruder des berühmten Maler Hans Holbein d. J., Bruder Ambrosius geschaffen wurden und als einmaliges Zeugnis für¹¹³ das Vorhandensein der Schreibschulen zu jener Zeit gelten. Nahezu wie ein Ei dem anderen gleichen die beiden Tafeln einander, sowohl in Größe, als auch in der Bildkomposition und bildenden einen fast identen Text ab.

¹¹¹ Vgl.: Heinrich Richard SCHMIDT, „Winkelschulen“ und „Bürgerschulen“. Die lokale Bildungsnachfrage als Movers der Schulentwicklung in Sachsen, In: Historische Zeitschrift Vol 299/1 (2014) S.99-205, hier, S.102.

¹¹² Vgl.: KREY, Unterricht als Arbeitsmarkt, S.104.

¹¹³ Vgl.: Hans und Ambrosius HOLBEIN, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 310, 311 Amerbachkabinett.

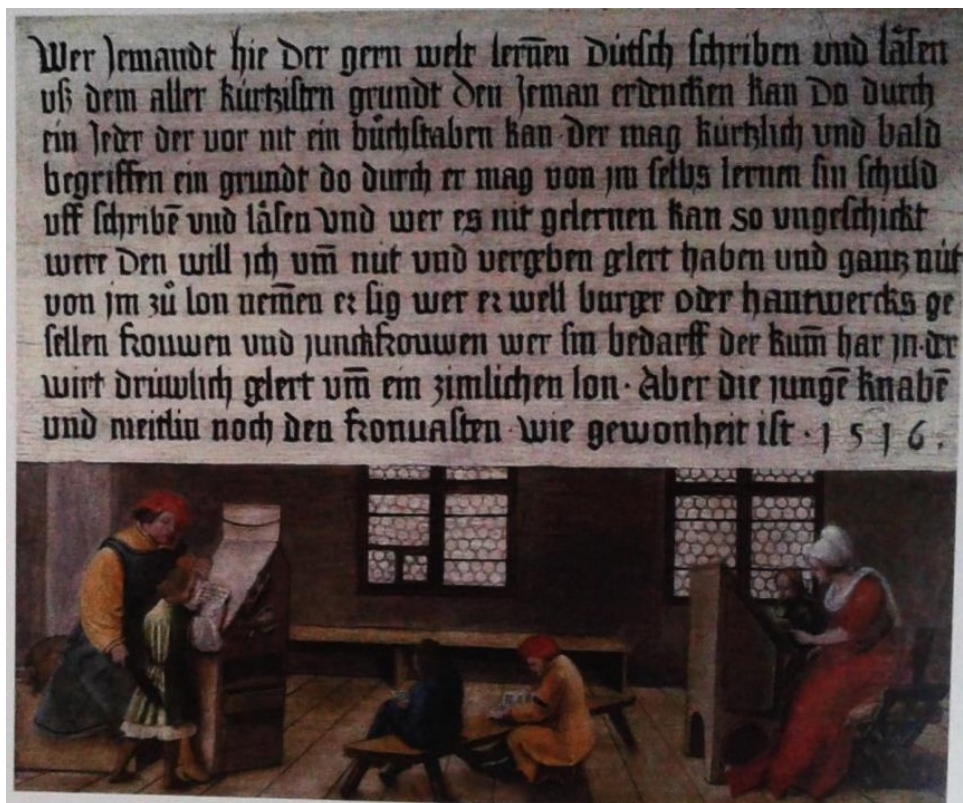


Abb. 2: Hans und Ambrosius Holbein, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 311 Amerbachkabinett

Nachstehend ist die Transkription des Textes auf dem Aushängeschild zu lesen:

„Wer jemandt hie der gern welt lernnen dutsch schriben und laesen uss dem aller kurzisten grundt, den jeman erdencken kan do durch ein jeder, der vor nit ein buochstaben kan, der mag kurtzlich und bald begriffen ein grundt, do durch er mag von im selbs lernen sin schuld uff schriben und laesen und wer es nit gelernen kan so ungeschickt were, den will ich umm nut und vergeben gelert haben und gantz nut von im zuo lon nemmen, er sig wer er well, burger oder hantwercks gesellen, frouwen und junckfrouwen, wer sin bedarff, der kumm harin. Der wirt druwlich gelert umm ein zimlichen lon. Aber die jungen knaben und meitlin noch den fronuasten, wie gewonheit ist. 1516“¹¹⁴

¹¹⁴ Hans und Ambrosius HOLBEIN, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 311 Amerbachkabinett

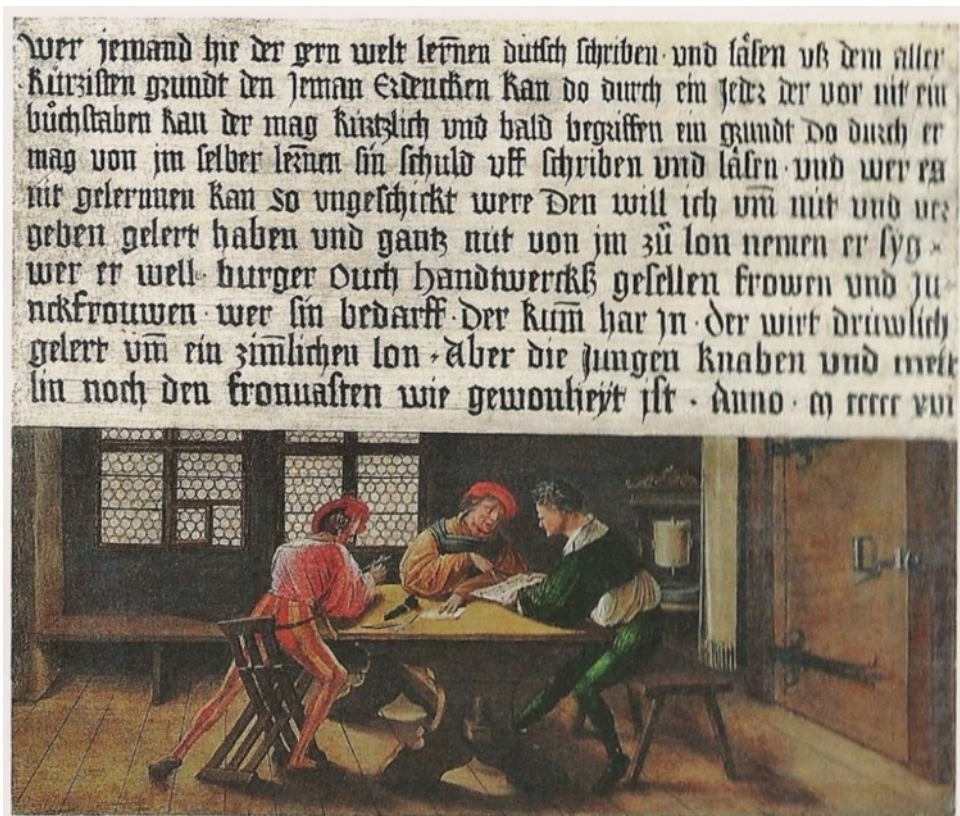


Abb. 3: Hans und Ambrosius Holbein, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 310 Amerbachkabinett

Es folgt der Text des zweiten Aushängeschildes (Inv. Nummer 310). Die minimalen, aber doch vorhandenen Unterschiede zum Text des anderen Tafel wurden hervorgehoben.

„Wer **jemand** hie, der gern welt lernnen dutsch schriben und laesen, uss dem aller kürzisten grundt, den jeman erdencken kan, do durch ein jeder, der vor nit ein buochstaben kann, der mag kürztlich und bald begriffen ein grundt, do durh er mag von im **selber** lernnen sin schuld uff schriben und laesen. Und wer es nit gelernnen kann so ungeschickt were, den will ich umm nut und vergeben gelert haben und gantz nut von im zuo lon **nemen**. Er **syg** wer er well, burger **ouch** handtwercckss gesellen, frowen und junckfrouwen, wer sin bedarff der kumm harin, der wirt driuwlich gelert umm ein zimmlichen lon. Aber die jungen knaben und meitlin noch den fronuasten, wie **gewohneht** ist. Anno M CCCCC xvi“¹¹⁵

¹¹⁵ Hans und Ambrosius HOLBEIN, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 310 Amerbachkabinett

Auf den ersten Blick fällt wohl der Unterschied in der Schreibweise der Jahreszahl auf, so wurde diese auf d Bild 311 in arabischen Ziffern und auf Bild 310 in römischen Zahlen geschrieben. Auch Wörter wurden auf verschiedene Weisen niedergeschrieben, so wurde beispielsweise in Bild 311 ‚jemand‘ mit einem ‚dt‘ am Schluss geschrieben und in Bild 310 nur mit einem ‚d‘. Zu nennen ist unter anderm auch die Abweichung von ‚sig‘ und ‚gewöhnheit‘ auf Bild 311, zu ‚syg‘ und ‚gewonheyte‘ auf Bild 310 u.ä..

Diese Abbildungen sind in natura zwei Teile einer aus Holz gefertigten Werbetafel, wie sie auch Gewerbetreibende in den Städten des Mittelalters zu Reklamezwecken verwendeten. Beide Teile zeigen den jeweils beinahe gleichen frühneuhochdeutschen Text, der nachstehend in sinngemäßer Übersetzung wiedergegeben wird:

„Gibt es jemand, der aus welchem auch denkbaren kurzfristigen Anlass gerne deutsch schreiben und lesen lernen will, so kann jeder, der bisher nicht einen einzigen Buchstaben beherrscht, in Kürze die Grundlage erfassen, von der aus er eigenständig lernen kann, seine Schuld aufzuschreiben und zu lesen [praktisch seine Rechnungs- und Buchführungsgeschäfte abzuwickeln]. Wer es aber nicht erlernen kann, weil er zu ungeschickt ist, und den ich unnütz und vergebens unterrichtet habe, von dem will ich keine Bezahlung verlangen. Wer es auch sei, Bürger oder Handwerksgesellen, Frauen und Jungfrauen: wer Interesse hat, der möge hereinkommen; er wird für einen angemessenen Lohn zuverlässig unterrichtet. Die jungen Knaben und Mädchen aber [sollen kommen] nach den Fronfasten [nach dem ersten Fastensonntag], wie es üblich ist. 1516.“¹¹⁶

Auf dem einen Bild (Nr. 311) wird ein Schulmeister dargestellt der jungen Knaben Unterricht erteilt, in seiner Rechten hält er eine Rute zur Züchtigung seiner Schüler. In einem weiteren Teil des Raumes erblicken wir eine weibliche Lehrkraft, welche ein Mädchen unterweist. Das zweite Bild (Nr. 310) zeigt uns wiederum den Schulmeister an einem Tisch sitzend beim Unterricht von zwei bereits herangewachsenen Eleven, deren vornehme Gewandung auf eine Zugehörigkeit zum Adel vermuten lässt.

Um welche Art des Unterrichts es sich hier handelt, geht aus der Abbildung nicht hervor. Es könnte eine Unterweisung im Lesen und Schreiben, aber ebenso auch eine Erläuterung der Buchführung sein. Nicht auszuschließen ist darüber hinaus die Annahme, dass es sich bei den dargestellten jungen Männer neben dem Schreibmeister, um dessen Kunden handeln könnte, denen er einen Urkundentext vorliest und erklärt, weil er diese für sie hergestellt hat, da diese

¹¹⁶ NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.142.

Tätigkeiten genauso zu seinem Geschäftsumfang zählte. Jedoch scheint diese Erläuterung weniger wahrscheinlich, da im Werbetext eindeutig der Unterricht angesprochen wird.

Der dargestellte Schreib- und Rechenmeister fällt durch eine andere Gewandung, als sie bei sonstigen Lehrpersonen in Verwendung ist, auf. Er ist weder in eine klerikale Kutte gehüllt und trägt auch nicht den Habit samt Hut eines Magisters des städtischen Lehrpersonals, vielmehr wird er und seine Frau, in bürgerlicher Zunftkleidung am Schreibpult beziehungsweise Tisch dargestellt. Es liegt der Schluss nahe, dass er seinem Handwerk innerhalb seiner persönlichen Wohnräume nachgeht.¹¹⁷

Die Magistrate schränkten Üblicherweise das Tun der privaten Schulen kaum ein, solange eine ruhige Koexistenz der diversen Lehrbetriebe gewährleistet war. Auch gibt es Zeugnisse darüber, dass manche Magistrate Schreib- und Rechenmeister von Außerhalb durch die Vergabe von Privilegien, wie zum Beispiel Steuererleichterungen in deren Städte holten. Ein Einschreiten der städtischen Ordnungshüter wurde jedoch dann notwendig, wenn die intensiv um Schüler, und damit um Ertrag buhlenden, Lehrinrichtungen zu heftig miteinander in Streit gelangten. Der Rat der Stadt Bamberg veröffentlichte 1491 eine klare ‚Ordnung für die deutschen Schulmeister und Schulfrauen‘, in der geschrieben steht:

„Es soll kein Schulmeister in eigener Person, durch seine Hausfrau oder andere einem anderen Schulmeister seine Kinder abspenstig machen, ablocken oder abziehen noch sich bei den Eltern oder Freunden der Kinder erbieuten, weniger [Lohn] von ihnen zu nehmen, denn dadurch oder durch andere üble Nachrede könnte einem Schulmeister Verletzung seines guten Rufs, Abwanderung seiner [Schul]Kinder oder neidischer Schaden zugefügt werden; für die haben der Schultheiß und Rat schwere Buße und Strafe vorgesehen“¹¹⁸

Die Abläufe in den von den Schreib- und Rechenmeistern als Privatbetriebe geführten Schulen sind noch mangelhafter dokumentiert.¹¹⁹ Allerdings wurden die Schulen der Schreib- und Rechenmeister, wie wir bereits erfahren haben, nach und nach entweder zu städtisch-öffentlichen Einrichtungen, wie beispielsweise in Schweinfurt und Windsheim, oder aber sie wurden durch einer strengeren Aufsicht durch den Rat unterzogen, wie in Nürnberg.¹²⁰ Daraus ergab sich, dass in manchen Archiven das ein oder andere, zumeist noch ungedruckte, Schriftstück auftauchte, welches Einblicke in die Führung von solch privaten Schulen gibt. Von Rudolf Endres wurde eine Sammlung derartiger Dokumente aus dem Nürnberger

¹¹⁷ Vgl.: Horst SCHIFFLER, Rolf WINKLER, Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern (Stuttgart, Zürich 1985) S.47.

¹¹⁸ Zit. nach.: SCHIFFLER, WINKLER, Tausend Jahre Schule, S.49.

¹¹⁹ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.145.

¹²⁰ Vgl.: ENDRES, Ausbildung und gesellschaftliche Stellung der Schreib- und Rechenmeister, S.146.

Stadtarchiv zusammengestellt, welche interessante Einsichten in den Schulbetrieb gibt. Es geht aus diesen Aufzeichnungen unter anderem auch hervor, dass ein Schulmeister im Hause eines Goldschmiedes einen Raum angemietet hatte, in welchem es ihm durch die Bewilligung des Rates erlaubt war bis vier Jungen unterzubringen und zu unterweisen. Die Lehrbefehle setzten sich zum Beispiel zusammen aus Schulbüchern, *Rechenpüchlein* und *Rechenpfennigen* sowie Schreibutensilien.¹²¹



Abb. 4: Zwei Rechenmeister am Rechenbrett, Titelholzschnitt eines kleinen Rechenbüchleins; Krakau um 1520, Privatbesitz

Von den Rechenmeistern wurden vorwiegend zwei Verfahren angewandt um zu Rechnen beziehungsweise das Rechnen zu Lehren. Das weniger anspruchsvolle Verfahren war das sogenannte *Rechnen auf den Linien*, welches unter Verwendung von Rechenpfennigen auf einer linierten Rechenbank durchgeführt wurde. Das weit aufwendigere Verfahren war das *Rechnen auf der Feder*, welches auf Rechnungen nach Ziffern beruhte.¹²²

Die Aufgabe der Versorgung und Betreuung der aufgenommenen Jungen übernahm die Frau des Schulmeisters und wirkte mitunter auch als Lehrfrau im Lehrbetrieb mit, wie uns die Holztafeln von Hans Holbein d. J. deutlich demonstrierten. Der hier

erwähnte internatsartige Betrieb wurde ebenso vom Rat kontrolliert. Ziel war es hierbei eine akzeptable Versorgung der Schüler in allen ihren Grundbedürfnissen durch ihre Lehrer zu gewährleisten. Dies führte auch dazu, dass ein Schulbetreiber, der den ihm anvertrauten Knaben saures Schwabacher Bier zu trinken gegeben hatte, eine Ermahnung des Rates zu besserer Verpflegung hinnehmen musste, in der bei Zuwiderhandlung mit Schließung der Schule gedroht wurde. Kurz darauf wurde der Schulmann in einer zweiten Verwarnung aufgefordert seine Kostgänger künftig mit zufriedenstellenden Essen und Trinken zu versorgen, sollte dem Auftrag nicht nachgekommen werden wird ihm die Schließung von Schule und Pensionat in Aussicht gestellt.¹²³

Um den Schreibunterricht gestalten zu können waren Textbeispiele notwendig. Derartige Texte wurden entweder selbst angefertigt, und den lernenden zur Hand gegeben, oder aber die

¹²¹ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.145.

¹²² Vgl.: SCHIFFLER, Winkler, Tausend Jahre Schule, S.50.

¹²³ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.145.

Textgestaltung mittels praktischen Beispiels, nämlich dem unmittelbaren Vorschreiben während des Unterrichts vermittelt. Beide Vorgehensweisen waren sehr arbeitsintensiv und nahmen viel Zeit in Anspruch. Dies führte dazu, dass sich anfangs des 16. Jahrhunderts eine neue Form des Schulbuchs entwickelte, nämlich das sogenannte Schreibmeisterbuch. Dies war entgegen den älteren Alphabeten, wie sie in den Musterbüchern oder Einzelausgaben, wie zum Beispiel den Kupferstichen von Meister von E. S. beziehungsweise den Vorlageblättern zeitgenössischer Kupferstecher, Holzschneider und Radierer als direkte Vorlage für den Unterrichtsgebrauch vorgesehen und zwar als genaue Handschriftenreproduktionen, welche von den Schülern abgeschrieben werden sollten.¹²⁴ Zu den ersten Schreibmeisterbüchern im deutschsprachigen Raum zählte auch jenes des Schreib- und Rechenmeisters Johann Neudörffer,¹²⁵ welcher im Laufe der Arbeit noch ausreichend Erwähnung finden wird (siehe Kapitel *Der Einfluss Neudörffers auf das teutsche Schriftwesen*).

1538 brachte er das Werk *„Eine gute Ordnung und kurzer Unterricht ...“* heraus, 1549 folgte das *„Gesprechbüchlein zweyer schuler, wie einer den andern in zierlichen schreyben unterweyst“*, welches von den bekannten Nürnberger Buchdrucker und Schwager Neudörffers Johann Petreius in Nürnberg gedruckt wurde, und auf das Jahr 1544 geht die *„Anweisung und eigentlicher Bericht, wie man einen jeden Kiel zum Schreiben erwählen, bereiten, teilen, schneiden und temperieren soll“* zurück.¹²⁶ Diese Publikationen machen die stufenweise Entwicklung des Schreibunterrichts annähernd deutlich. Es ist anzunehmen, dass das Manuskript zum *Gesprechbüchlein* sowie jenes zur *„Anweisung und eigentlicher Bericht...“* bereits 1538, als *„Eine gute Ordnung und kurzer Unterricht...“* veröffentlicht wurde, für seinen Schreibunterricht verwendet hatte.¹²⁷

Eine weitere Möglichkeit diese Entwicklung zu verfolgen sind die Lehrpläne der Elementarschulen, denn die Bedürfnisse der Bevölkerung der jeweiligen Epoche drücken sich kaum wo markanter aus, als in den Bildungsplänen der Unterrichtsanstalten. Diese verdeutlichen anschaulich die grundlegende Veränderung in der Wahrnehmung der Bedeutung des Schreibens in den Augen der Menschen des 16. Jahrhunderts.¹²⁸ Johann Neudörffer begann bei der literarischen Vermittlung der Schreibkunst mit der Fertigung der Schreibfedern und der Vermittlung der richtigen Haltung von Körper und Hand.¹²⁹

¹²⁴ Vgl.: ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters, S.113.

¹²⁵ Vgl.: Werner DOEDE, Schön schreiben, eine Kunst. Johann Neudörffer und seine Schule im 16. und 17. Jahrhundert (München 1957), S. 16.

¹²⁶ Vgl.: ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters, S. 118.

¹²⁷ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S. 14.

¹²⁸ Vgl.: Otto LUDWIG, Geschichte des Schreibens. 1. Band. Von der Antike bis zum Buchdruck (Berlin, 2005), 231.

¹²⁹ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S. 14.

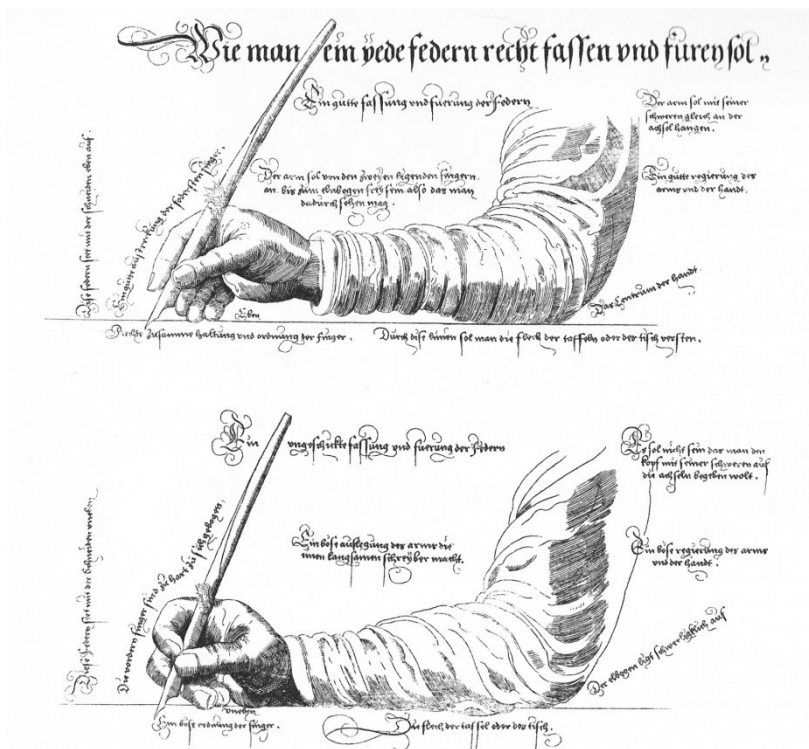


Abb. 5: Abbildung aus Johann Neudörffer, Anweisung und eigentlicher Bericht, wie man einen jeden Kiel zum Schreiben erwählen, bereiten, teilen, schneiden und temperieren soll, Nürnberg 1544

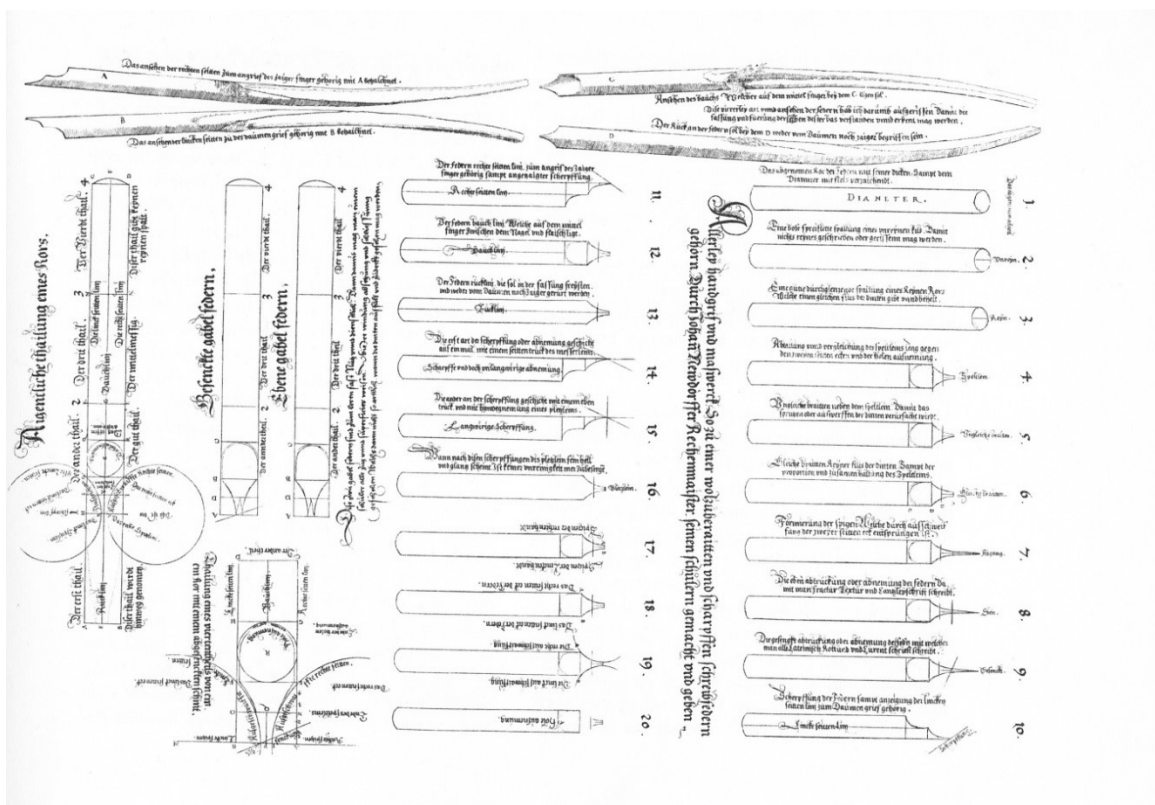


Abb. 6: Abbildung aus Johann Neudörffer, Anweisung und eigentlicher Bericht, wie man einen jeden Kiel zum Schreiben erwählen, bereiten, teilen, schneiden und temperieren soll, Nürnberg 1544

Es folgte das Zeichnen und Wiederholen der vom Lehrer vorgezeigten Buchstaben, als Schreib- und Zeichenunterlage dienten Tafeln aus Wachs. Nachdem die Buchstaben genügend eingeübt waren, wurde deren Einsatz auch nach Schreibvorlagen welche aus deutschen oder lateinischen Texten bestanden weiter perfektioniert. Ziel hierbei war es ein noch klareres Schriftbild zu erreichen. Der nächste Schritt war das Kopieren von geschäftlichen Schriftverkehr, Dokumenten und Vertragswerken. Dies sollte die Schreibschüler auf eine mögliche zukünftige Berufsausübung vorbereiten, da es vielen von ihnen vorbestimmt war, die Tätigkeit eines Kanzleischreibers auszuüben. Diesen angehenden Kanzleimitarbeitern sollte der Umgang den gebräuchlichen Sprachwendungen, die speziellen Anredeformen und Betitelungen und einer stilsicheren Schreibweise sowohl in Deutsch als auch im Lateinischen nähergebracht werden.

Neben den Schreibübungen hatte auch die Unterweisung im Rechnen einen hohen Stellenwert im Unterricht.¹³⁰ Die Arithmetik wurde dazu genutzt den Schülern die Grundrechenarten beizubringen, sie mit Vermessungsaufgaben vertraut zu machen und sie auch in der Musikdarbietung zu unterweisen. Um den variablen Termin des Osterfestes festzulegen, wurde die Komputistik, worunter das Rechnen mit der Zeit zu verstehen, ist angewandt. Ein probates Hilfsmittel zur Ausführung von Divisionen und Multiplikationen war der Abakus, wie ein Rechenbrett mit Steinen genannt wurde. Ein als *Rithmimachia* bekanntes Kampfspiel auf Zahlenbasis zeigte die Verhältnisse der pythagoreischen Zahlen und war dazu da diese in einem schwierigen Spielablauf bewusst werden zu lassen. Sprüche in Versform, aber auch das Rechnen mit der Hand, zum Beispiel mit Knöcheln und Fingern, werden genutzt mnemotechnische Effekte zu erzielen. Der italienische Mathematiker Leonardo da Pisa, auch Leonardo Fibonacci genannt, welcher von 1170/80 bis nach 1240 lebte, verbreitete das Rechnen unter Anwendung von indisch-arabischen Ziffern unter den Kaufleuten.¹³¹

Gelehrt wurden in den Schulen die vier Grundrechenarten, aber auch der Bruchrechnung und der Umrechnungen von Gewichten, Maßeinheiten sowie Münz- und Währungsumrechnungen wurde im Unterricht große Bedeutung eingeräumt. Diffizile Beispiele von Kosten- und Preisberechnungen waren ebenso Teil des Rechenunterrichts. Dieses breite Spektrum an Rechenaufgaben zeigt, dass es primär um die Vorbereitung der Schüler auf ihre späteren praktischen Berufsaufgaben ging. Noch heute wird dieses Unterrichtsfach in den entsprechenden Schultypen kaufmännisches Rechnen genannt.¹³²

¹³⁰ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S. 146.

¹³¹ Vgl.: STOLZ, Artes-liberales-Zyklen, 64.

¹³² Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, 146.

Es war im Sinne der Lehrer ihr Unternehmen möglichst ertragreich zu leiten. Es ist aber bekannt, dass die Bezahlung oftmals sehr niedrig war und das Entgelt abhängig von den Zahlungsmöglichkeiten der Auftraggeber ausbezahlt wurde. Je nachdem wer als Schulerhalter galt, wurde der Schulmeister und Lehrer von Stadt oder Pfarre bezahlt. Schulmeister bzw. Lehrer wurde häufig gleichzeitig auch als Verwaltungsschreiber eingesetzt. Bei privaten Schulen wurde der Schulmeister bzw. Lehrer rein von dem Schulgeld, welches die Eltern für ihre Kinder entrichteten bezahlt. Der Erwerbsertrag war im Wesentlichen abhängig von der Menge der Schüler der jeweiligen Lehranstalten. Daraus resultierte ein leidenschaftlicher Wettbewerb zwischen den Schulen, welcher sich häufig negativ auf die Unterrichtsqualität auswirkte.¹³³

Die *teutschen* Schulen wurden von Knaben und Mädchen üblicherweise in einem Alter von sieben bis zwölf Jahren besucht. Der Unterricht wurde hier in vergleichbarer Weise wie in den Pfarr oder Lateinschulen erteilt. Der Platz des Lehrers war ein erhöhter Sitz in der Mitte des zumeist einzigen Unterrichtsraums. Die Schüler und Schülerinnen saßen entweder entlang der Raumwände oder im Kreis rund um den Unterrichtenden herum. Abhängig von der Zahlungsmoral und der Zahlungsfähigkeit der Eltern war das Ausbildungsniveau der Schüler ungleich hoch, weshalb der Lehrer geneigt war Gruppenunterricht zu erteilen, das heißt, er widmete sich gleichzeitig nur einer kleinen Menge von Kindern, die anderen Mitschüler hatten zu dieser Zeit ihnen aufgetragene Tätigkeiten zu verrichten.¹³⁴

In Erinnerung seien hier noch einmal die zwei Abbildungen der Werbetafeln von den Brüdern Holbein zu rufen, die zwei unterschiedliche Unterrichtssituationen zeigen. Demgegenüber ist die Abbildung des Schulbesuchs bei Urban Wyss zu stellen. Die darauf dargestellte Lehrszene ist mit jener zu vergleichen, die soeben für den Unterrichtgebrauch in teutschen Schulen beschrieben worden ist. Alle der Abbildungen zeigen Lehrsituationen, die im Mittelalter gängige Praxis waren und wie unterschiedlich der Unterricht aussehen konnte.

¹³³ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S.20.

¹³⁴ Vgl.: Helmut ENGELBRECHT, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus (Wien 1982) S.175.



Abb. 7: Schreibemeister 1549 Urban Wyss; *Libellus valde doctus*: Zürich 1549, fol. 4^r, Neuauflage Argentinae 1564

In vielen Fällen waren die Einkünfte aus dem Schulbetrieb zu gering, um den Lebensaufwand des Schulmeisters zu gewährleisten, sodass dieser auf weitere Erwerbsquellen ausweichen musste. Bewerber, welche eine Stelle in deutschen Schreib- und Rechenschulen anstrebten, vom Rat jedoch abgelehnt wurden nahmen ihre Tätigkeit häufig um äußerst geringen Lohn in ungesetzlicher Form in inoffiziellen Elementarschulen auf, die sich auf sehr geringen Niveau bewegten.¹³⁵ Solche Bildungseinrichtungen wurden auch Winkel- oder Klippschulen¹³⁶ genannt und beschäftigten sich damit den Schülern Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben beizubringen. Die Bezeichnung ‚klipp‘ ist gleichbedeutend mit dem neudeutschen Wort ‚klein‘ und lässt darauf schließen ein Synonym für ‚mit geringen Aufwand‘ zu sein.¹³⁷

Nur wenige Schüler aus gut situierten Kreisen, zum Beispiel Adelige oder Angehörige angesehener Patrizier- oder Kaufmannshäuser hatten das Privileg des Privatunterrichts. Dieser wurde zumeist durch ältere Scholaren beziehungsweise Studenten erteilt.¹³⁸

¹³⁵ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S.20.

¹³⁶ Anm.: Klippschule: „klippschule *winkelschule* für kleine kinder“, Winkelschule: „bezeichnung für eine nicht konzessionierte lehreinrichtung, privatschule [...] seit 1499 als unbefugte privatschule in verordnungen häufig bekämpft“ (zit. nach: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm GRIMM. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version, Zugriff: 07.02.2017.)

¹³⁷ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S. 20.

¹³⁸ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S. 20.

2.3.4 Ausbildung der *teutschen* Schulmeister

Ab der frühen Neuzeit wurde es verpflichtend, dass auch der *teutsche* Schulmeister, dessen berufliche Ausbildung ebenso wie in anderen Handwerken verlief, sich einer Meisterprüfung unterziehen musste. In Nürnberg wurden mittels Schulordnungen von 1614 und 1655 durch den Rat genau festgelegt, welche Ausbildungsschritte und Ausbildungsinhalte für *teutsche* Schreib- und Rechenmeister verpflichtend waren und ebenso die Details der nunmehr obligatorischen Meisterprüfung für diesen Beruf definiert.

Im 15. und 16. Jahrhundert war es allerdings noch durchaus üblich, dass jeder, der sich befähigt sah, eine Lehranstalt zu betreiben, dies auch konnte. Regulierung fand hier durch den Schulbesuch statt, denn für schlechten Unterricht wollte niemand bezahlen. Dadurch finden sich unter den Schreib- und Rechenmeistern viele ehemalige Handwerker oder Mitarbeiter aus landesfürstlichen und städtischen Kanzleien wieder, die nunmehr ihre Fähigkeiten in Lesen und Schreiben, sowie ihre Rechenkünste ihren Schülern vermittelten. Eine Vielzahl von Unterrichtenden war in dieser Aufgabe nur nebenberuflich tätig, beziehungsweise stellte diese Erwerbsform deren Alterseinkommen dar.¹³⁹ Die Schreibmeister, die spezifisch die differenzierten Schriften, wie sie für diverse Schriftstücke nötig waren, unterrichteten, waren aber nicht selten auch an den Schulen als Lehrer tätig.

Hier ist auch auf eine wichtige soziale Veränderung hinzuweisen, die sich daraus ergab, dass die *teutschen* Schulmeister keine Bediensteten der Kirche waren, vielmehr wurden sie von den Städten beaufsichtigt. Dies stellte einen Traditionsbruch dar und war ein Anzeichen für eine Veränderung der gewohnten Konventionen. Die *teutschen* Schulmeister wurden im späten Mittelalter zu Konkurrenten der lateinischen Schulmeister, zumal sie sich bemühten, diesen durch allerlei Maßnahmen Schüler zu entziehen. Hier kam es oftmals zu den Überlagerungen und Vermischungen der Lehrinhalte.

Derartige Prozesse brachten es mit sich, dass sich das Lehrertum, sofern dieses schon als Berufsgruppe zu bezeichnen war, bereits am Anfang der Neuzeit in zwei Lager trennte. Es waren dies die humanistisch, akademisch ausgebildeten Lehrer der Lateinschulen und die *teutschen* Schulmeister, die ihre Aufgabe als Gewerbe definierten und vorerst, wie bereits erwähnt, als Zusatzerwerb betrieben.¹⁴⁰

Das Ausbildungsniveau der Lehrer in den volkssprachlichen Schulen kann nicht eindeutig definiert werden. In den meisten Fällen schien es für ihren Unterrichtsgebrauch ausreichend

¹³⁹ Vgl.: ENDRES, Handwerk – Berufsbildung, S.397.

¹⁴⁰ Vgl.: Hans-Uwe RUMP, Magister und Scholastikus: Das neue Ansehen des Lehrers in christlicher Zeit. In: Johann Georg Prinz von HOHENZOLLERN, Max LIEDTKE (Hrsg.), Schreiber, Magister, Lehrer. Zur Geschichte und Funktion eines Berufsstandes (Bad Heilbrunn/ Obb 1989) S.133-143, S.141.

selbst nur einen Schulunterricht durchlaufen haben. Bei dieser Art von Lehrer war kaum akademisch gebildetes Personal vorzufinden, Lehrer mit abgeschlossenem Studium und akademischen Grad waren de facto nicht in diesem Bereich der Bildung tätig. 1418 wurden in Lübeck vom Domscholaster vier *teutsche* Schreib- und Leseschulen zugebilligt, deren Leiter gemäß einer kirchlichen Verfügung als *rectores* und *magistri* bezeichnet wurden.¹⁴¹ Im Allgemeinen gilt jedoch, dass diese Termini generell für Gebildete und Unterrichtende, welche ihre Qualifikation für ihre Berufsausübung in spezieller und auch nachvollziehbarer Art erworben haben, ohne weitere Unterscheidung der selbigen, angewendet wurde.¹⁴²

Die dem Handwerkerstand zugeordneten *teutschen* Schulmeister verfügten in der Regel selbst nur über eine marginale Ausbildung, welche in keiner Form standardisiert war, da es eine Lehrerbildung an sich noch nicht gab. Auch ihre Fähigkeiten in der Wissensvermittlung waren dadurch häufig kaum zureichend. Den Lehrberuf übten zumeist Handwerker, niedere Geistliche, Studienabbrecher und reisende Scholaren aus. Angehende Schreib- und Rechenmeister, welche sich ihre Basisausbildung, egal wo und in welcher Form angeeignet hatten, gingen wie im Handwerk üblich als Lehrling oder Diener bei einem genauso minder ausgebildeten Schreib- und Rechenmeister in die Lehre. Als Ausbildner qualifizierten ihn lediglich seine langjährige Berufserfahrung und Routine. Vorbild und Nachahmung waren wichtige Wissensvermittlungsgrundsätze zur Weitergabe bewährter Unterrichtsmethoden. Um vom Schulgehilfen selbst zum Schulmeister zu werden war es notwendig, dass sich der Auszubildende dem *examen pro loco* erfolgreich unterzog. Bis ins 18. Jahrhundert wurde diese Art der Lehrerbildung, welche nicht wissenschaftsbasiert war, sondern rein auf der Erfahrungsweitergabe der Kollegen früherer Generationen aufbaute, weitergeführt. Wie in jedem anderen Handwerk auch, hatten die werdenden Schul-Diener ihren Lehrherrn Einschreibgebühren und Lehrgeld zu entrichten. Die Lehre wurde üblicherweise mit 15 oder 16 Jahren begonnen und umfasste eine Länge von vier Jahren bei Söhnen von Lehrern, alle anderen mussten mit einer sechsjährigen Lehrzeit rechnen.¹⁴³

Hatte der Lehrling seine Lehrzeit beendet, musste er sich einer rigorosen Prüfung stellen, es war dies die Meisterprüfung, da in diesem Beruf eine Gesellenzeit nicht vorgesehen war. Im Vorfeld zogen die Zunftvorsteher des Handwerks der Schulmeister beim Lehrherrn des Prüfungskandidaten Erkundigungen über den Leumund des zu Prüfenden ein. Nur wenn dieser ein positives Leumundszeugnis ablegte durfte sich der Scholdiener der Meisterprüfung

¹⁴¹ Vgl.: Martin KINTZINGER, Scholaster und Schulmeister. Funktionsfelder der Wissensvermittlung im späten Mittelalter. In: Rainer Christoph SCHWINGS (Hrsg.), Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts (Berlin 1996) S.349-374, hier S.369f.

¹⁴² Vgl.: KINTZINGER, Scholaster und Schulmeister, S. 369.

¹⁴³ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, 19.

unterziehen. Scholdienern, die kein Examen ablegten, war es verboten eine eigene Schule zu führen. Am Anfang der eigentlichen Meisterprüfung stand die Beantwortung einer sehr ausführlichen Fragenliste durch den Prüfling. Der Fragenkatalog wurde vom ältesten Vorsteher des Schulmeisterhandwerks dem Kandidaten ausgefolgt, dessen Aufgabe es war diesen als Hausaufgabe schriftlich zu erarbeiten und zu beantworten. Die herausforderndsten Fragen waren im Bereich der Rechtschreibung und der Kunst des Rechnens zu lösen. Hatte der Anwärter seine schriftliche Hausarbeit aus Sicht der Meister zufriedenstellend bewältigt, folgte die mündliche Prüfung. Der Zeitraum der mündlichen Prüfung betrug sechs Stunden und es war vorgeschrieben exakt zu dokumentieren, um jeden Betrug zu vermeiden. Wie auch in anderen Handwerken war der finanzielle Aufwand für eine Meisterprüfung oder ein Lehrer-Examen enorm. Gerade die Ausgaben für das Essen für die zusammengekommenen Meister, welches im Anschluss an die Prüfung gereicht wurde, stellten einen nicht unerheblichen Kostenfaktor dar. Nach erfolgreich abgelegter Prüfung kam es auch bei den *teutschen* Schulmeistern häufig zu längeren Wartezeiten ehe eine Schulstelle in der Stadt vakant wurde, an der der junge Lehrer tätig werden konnte. Erst mit seinem Dienstantritt wurde er in den Kreis der Schreib- und Rechenmeister eingegliedert und es war ihm nunmehr erlaubt seine eigene Tafel anzufertigen und seine *teutsche* Schule zu etablieren.¹⁴⁴

2.4 Ordnung in den Schulen

Einen großen Stellenwert nicht nur in den Lateinschulen, sondern auch in den deutschen Schulen, städtischen als auch privaten Winkelschulen, hatte die Hinführung zu religiösen und sittlichen Werten und auch die Formung des Charakters der Auszubildenden. Es wurde stets zur ‚Schulzucht‘ aufgerufen. Um 1500 verlangte der Nürnberger Rat, dass „die Kinder nicht allein zu lernung und begreiffung der freyen kunst, schrift und kunes außsprechens des lateins, sunder auch von unzucht zu annemung und übung gutter sytten und geberde gehalten und angewiesen“¹⁴⁵ zu sein haben. Der Schulbesuch soll auch dem Zwecke dienen, dass die Kinder „nit müssig und auf der Gassen umlaufen, sundern bei und neben den andern Knaben Zucht lernen und des kundiger und geschickter werden, etlich das sie schreiben und lesen lernen, etlich, das sie gelart oder gaistlich möchten werden.“¹⁴⁶ Außerdem wurde von den Schülern verlangt Regeln des täglichen Lebens und belehrende Redewendungen frei aufsagen zu können. Ein Beispiel dafür ist ein aus dem 16. Jahrhundert überliefertes Gedicht, welches wie folgt lautet:

¹⁴⁴ Vgl.: ENDRES, Handwerk – Berufsbildung, S.397.

¹⁴⁵ Zit. nach.: ENDRES, Das Schulwesen in Franken, S.180.

¹⁴⁶ Zit. nach.: ENDRES, Das Schulwesen in Franken, S.180.

„Ein junger Knab soll lernen Zucht,
Denn an der Art kennt man die Frucht.
Sey ehrerbiethig zeuch fein ab,
Allt erbar Leut inn Ehren hab.
Sey fleißig inn der Lehrnung dein.
Dann kumst in der Jugend nit hinein,
So ists im Alter schwerlich mehr
Zu Lernen drumb folg meiner Lehr.
Dann welcher Knab thut lernen wol,
Der wirt gepratner Huner vol.
Hergegen welcher lernet Übel,
Muß mit der Sau uber den Kübel.“¹⁴⁷

Es ist belegt, dass unfolgsame oder unbeugsame Schüler häufig auch körperliche Strafen zu erwarten hatten. Verboten waren jedoch zu rigorose Züchtigungen, dies geht auch aus den Anordnungen des Nürnberger Rats hervor, die besagten in welcher Art die Jungen von deren Lehrern betrafft werden durften „und zwar mit Ruthen in die Hintern und nit auf die Häupter, Hönd oder sonst gröblich“¹⁴⁸

Die Wiener Schulordnung von 1446 streicht überdies die einschüchternden Folgen in Bezug auf die anderen Schüler hervor:

„Item es sullent auch die kinder messiklichen gezuchtigt werden mit sechs oder mit acht messigen gertenslegen und nicht umb die heubt noch mit den feusten, und ob vielleicht ein schuler grosser straf schuldigwer umb diebhait oder ander grozz schuld das sol man den schulmaister pringen, das er gestrafft wird in seiner gegenwurtikait [Gegenwart] das sich die andern vor solhen dingen hüten“¹⁴⁹

So stellen viele spätmittelalterliche Bildbeispiele welche Lehrer zeigen, wie die hier bereits vorgestellte Werbetafel von Hans Holbein, diesen zumeist mit einer Rute dar.¹⁵⁰

¹⁴⁷ Scheurlisches Familienbuch, Germanisches Nationalmuseum. Zit. nach: Ulrich NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte. Bildung und Wissenschaft im Mittelalter (Darmstadt 2012), S.148.

¹⁴⁸ Zit. nach.: ENDRES, Das Schulwesen in Franken, S.181.

¹⁴⁹ August ISRAEL, Johannes MÜLLER XII, 60f. Zit. nach.: Ulrich NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte. Bildung und Wissenschaft im Mittelalter (Darmstadt 2012) S.148.

¹⁵⁰ Vgl.: NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte, S.148.

2.5 Exkurs: Berufsbild der Lehrerin

Das Berufsbild der Lehrerin entwickelte sich ebenso schon im Mittelalter durch Lehrkräfte, die in ihrer Eigenschaft als Ordensfrauen in den Schulen, welche den Frauenklöstern und Frauenstiften angegliedert waren, zum einen Nonnen, aber auch Töchter des Adels- und Patrizierstandes, welche keine kirchliche Laufbahn anstrebten, schulisch unterwiesen.¹⁵¹

Es ist jedoch zu bemerken, dass der Unterricht in den Klöstern in erster Linie auf die Heranbildung von Chorfrauen und deren Einsatz in der Liturgie und ihre Vorbereitung auf ihr religiöses Leben ausgelegt war und nicht die Ausbildung der Töchter des Laienstandes im Mittelpunkt des Interesses des Unterrichts in den Frauenklöstern stand. Eine zu nahe Verbundenheit angehender Ordensfrauen mit Schülerinnen, welche nach ihrer Ausbildung nicht mehr im Konvent verbleiben würden, war unerwünscht, weil sie die Schulung der künftigen Nonnen und auch die Befolgung der Regeln des Klosterzwangs beeinträchtigte. Allerdings war es den Familien der Töchter, die für ein Leben außerhalb des Klosters vorgesehen waren, ein ernsthaftes Anliegen, dass auch diese eine rigorose Anleitung und gediegene Bildung durch eine klösterliche Institution erfahren sollten. Die Ausbildung in den Klosterschulen galt durchaus als begehrenswertes Attribut für Töchter des Laienstandes.¹⁵²

Der Umfang des Gelehrten setzte sich aus kirchlichen Themen, der Schreibkunst, Unterweisungen in Lesen und Singen, der Vermittlung lateinischer Grammatik und der Psalter zusammen. Teilweise kamen die Fächer des Triviums und Quadriviums hinzu. Sich lehrend und erziehend einzubringen war über eine lange Periode weiblichen Personen ausschließlich in Klosterschulen möglich. Mit Ausnahme der ihren Gatten vertretenden Lehrersfrauen in den privaten deutschen Schreib- und Rechenschulen von denen bereits berichtet wurde. Ansonsten war es den Nonnen bis zum 13. Jahrhundert vorbehalten sich um die Ausbildung von Mädchen zu kümmern.

Die Schulen in den Städten beschäftigten sich zumeist ausschließlich mit dem Unterricht für Knaben. In einigen größeren Handelsstätten jedoch etablierte sich bereits vom 13. Jahrhundert an weltliche Ausbildungseinrichtungen auch für Mädchen. Nürnberg, Mainz, Augsburg und Bamberg können hier beispielgebend genannt werden.¹⁵³

Waren in derartigen Schulen auch Laienlehrerinnen eingesetzt, gehörten diese eigenen Zünften an, ihren Einsatz regelte eine sogenannte Lehrwerksordnung. Lerninhalte waren

¹⁵¹ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S.21.

¹⁵² Vgl.: Eva SCHLOTHEUBER, Sprachkompetenz und Lateinvermittlung. Die intellektuelle Ausbildung der Nonnen im Spätmittelalter. In: Nathalie KRUPPA, Jürgen WILKE (Hrsg.), Kloster und Bildung im Mittelalter (Göttingen 2006) S.61-87, hier S.70f.

¹⁵³ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S.21.

Latein sowie das Transkribieren historischer Schriftstücke und Musikwerke. Mädchen welche nicht in städtische Schule eintreten durften, hatten die Möglichkeit in private Winkelschulen einzutreten, wo ihnen durch Frauen von Handwerkern oder auch Witwen von Lehrern die grundlegendsten Kenntnisse im Schreiben und Rechnen nähergebracht wurden. Bereits um 1400 oblag es auch schon Privatlehrerinnen Töchter aus dem Adelsstande auszubilden.¹⁵⁴

Nur über eine sehr geringe Anzahl von Frauen, die einer Lehrtätigkeit im Mittelalter nachgingen, gibt es gesicherte Quellen. Von Magdalene Heymarin, die eine Schulmeisterin in Cham und Regensburg und nachmalig Hofmeisterin in Kaschau in der Mitte der 16. Jahrhunderts war, liegen jedoch nähere Informationen vor. Dies geht auf die Tatsache zurück, dass sie zusätzlich zu ihrer Lehrtätigkeit biblische Liederbücher für junge Menschen in der Volkssprache niederschrieb.¹⁵⁵

In diesen sind autobiographische Details enthalten, welche drauf hinweisen, dass sie aus finanziellen Gründen und mangelnder Ernährungssicherheit gezwungen war einen Brotberuf auszuüben. Die Vorbemerkungen ihrer Bücher geben Einblick in die berufliche Situation von ihr selbst und ihrem Mann, der auch den Schulmeisterberuf ausübte, dessen Einkommen jedoch so gering war, dass sie als gebildete Frau auch Kinder unterrichten musste. In den meisten Fällen wurde dieser Unterricht in den Häusern der Eltern erteilt.¹⁵⁶

¹⁵⁴ Vgl.: ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs, S.21.

¹⁵⁵ Vgl.: Sigrid WESTPHAL, Reformatorische Bildungskonzepte für Mädchen und Frauen. Theorie und Praxis. In: Elke KLEINAU, Claudia OPITZ (Hrsg.), Geschichte der Frauen und Mädchenbildung. Band 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung (Frankfurt, New York 1996) S.135-151, hier S.147.

¹⁵⁶ Vgl.: WESTPHAL, Reformatorische Bildungskonzepte für Mädchen und Frauen, S.147.

3 Schreiben im späten Mittelalter

Eine Hauptanforderung an das Geschriebene ist dessen Leserlichkeit. Diese Aussage hat nicht nur für das späte Mittelalter Geltung, sondern ist für die heutige Zeit ebenso zutreffend. Der Handschrift kommt dabei zugute, dass das lateinische Alphabet, welches auch heute noch Geltung hat, nur aus wenigen Schriftzeichen besteht, deren Darstellungsform schon eine lange Tradition aufweist und somit auf bestimmten gebräuchlichen Mustern beruht.¹⁵⁷

Wie eine Vielzahl von Kulturtechniken liegt der Ursprung der europäischen Schrift im Orient. Basierend auf der Bilderschrift erfolgte eine Entwicklung zur Silbenschrift und weiter zur Lautschrift. Die wesentliche Erneuerung der griechischen Schrift, welche spätestens im 9. Jhd. v. Chr. zu beobachten ist, ist die stetige Komplettierung der semitischen Konsonantenzeichen durch Vokalzeichen. Das griechische Alphabet war zum einen Grundlage für die slawischen Alphabete, wie das glagolitische und kyrillische Alphabet im 9./10. Jhd., aber auch schon lange davor für das etruskische Alphabet, von dem angenommen wird, dass es Ausgangsbasis für das lateinische Alphabet im 5. Jhd. v. Chr. war und auch den germanischen Runen als Vorbild diente.¹⁵⁸

Auf den Bibelübersetzer Bischof Wulfila (*311?-†383?)¹⁵⁹, geht das sogenannte gotische Alphabet zurück. Dieser verwendet griechische Schriftzeichen und kombiniert diese mit einer geringen Anzahl von lateinischen Buchstaben und Runenzeichen. Dieses Alphabet überdauerte jedoch nicht die kurzlebigen gotischen Reiche der Völkerwanderung nicht. Die Runen der Germanen des 3. bis 8. Jahrhunderts, wie auch die später verwendeten skandinavischen Runen aus der Zeit der Wikinger, des 9. bis 11. Jahrhunderts wurden lediglich im Bereich der Magie und im kultischen Kontext verwendet. Als allgemeine Schreibschrift aller germanischen, romanischen, keltischen und westslawischen Völker behauptete sich letztendlich die lateinische Schrift.¹⁶⁰ Somit kann das lateinische Alphabet, das bleibende Alphabet für den Westen, als eine Grundlage für die Literalisierung der Germanen angesehen werden.

Zur Anzahl der Schriftzeichen des lateinischen Alphabets ist anzumerken, dass dieses ab dem Anfang des 3. Jahrhunderts 21 Zeichen umfasste, Y und Z wurden von den Römern jedoch hier nicht mit eingerechnet. Im Mittelalter wurden drei neue graphische Zeichen hinzugefügt

¹⁵⁷ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.5.

¹⁵⁸ Vgl.: Fritz Peter KNAPP, Grundlagen der europäischen Literatur des Mittelalters. Eine sozial-, kultur-, sprach-, ideen- und formgeschichtliche Einführung (Graz 2011) S.60.

¹⁵⁹ Vgl.: H. WOLFRAM, 'Ulfila', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 8, cols 1189-1190, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online)

¹⁶⁰ Vgl.: KNAPP, Grundlagen der europäischen Literatur, S.61.

und zwar handelt es sich dabei um eine gerundete Darstellung des V, nämlich das u, welches zu dieser Zeit phonetisch dem v gleichgestellt ist, des Weiteren das j um den Halbkonsonanten i zu unterscheiden und das w, welches noch bis ins 12. Jahrhundert durch eine Verdoppelung von u und v, das heißt durch uu, uv, vv und vu, dargestellt wurde.¹⁶¹

Es ist jedoch zu bemerken, dass das Lesen weniger geläufiger, veralteter Handschriften beziehungsweise Druckwerke aufgrund deren unüblichen Darstellungsweisen, den Leser häufig vor große Herausforderungen stellte. Der Einfluss auf die klassischen Elemente des Alphabets wird sowohl vom historischen Kontext und den damit verbundenen Ausdrucksmitteln, als auch vom individuellen Stil der Schreibenden wesentlich bestimmt. Somit ist festzustellen, dass der Aspekt der Leserlichkeit relativ und nur in Beziehung zu den Lesern und Schreibern der jeweiligen Epoche zu sehen ist.¹⁶²

3.1 Wer kann lesen und schreiben

Die Frage danach, wer lesen kann, stellt einen interessanten Teil der Geschichte des Lesens dar, welche sich lange Zeit beinahe hauptsächlich mit dem Grad der Alphabetisierung von unterschiedlichen sozialen Gruppen auseinandergesetzt hat, ehe sie mehr und mehr durch sozialhistorische Überlegungen beeinflusst wurde. Die Aufgabe der Lesesozioologie des Mittelalters ist es nicht nur die Fähigkeiten des Lesens innerhalb der verschiedenen Standes- und Sozialgruppen zu erheben, sondern auch die Aufgabe des Lesens innerhalb des Gefüges der Gesellschaft des Mittelalters darzustellen. Vermeintlich grundlegende Einordnungen, wie zum Beispiel Geschlechter, und Einrichtungen, welche für das Mittelalter grundlegend angesehen werden, so auch beispielsweise das klösterliche Geschehen, zeigen sich im Detail als Konfliktbereiche in denen Identitätsfindung, -erwerb, -erneuerung und -festigung stattfindet. Neuere Forschungen zeigen auch, dass das Lesen in der sich im Mittelalter in Bewegung befindlichen Gesellschaft eine Kulturtechnik darstellt, die in der Lage ist, Identitäten zu stiften.¹⁶³

Es zeigte sich jedoch im Mittelalter die Situation, wenn auch in geringer werdendem Ausmaß, dass das Lesen und Schreiben in der Volkssprache nur ein Nebenaspekt im Vergleich zum Lesen und Schreiben in der tatsächlichen Sprache der Schriftkultur, dem Lateinischen, ist. Es war bis ins zwölfte Jahrhundert ausschließlich möglich Lesen und Schreiben im Lateinischen

¹⁶¹ Vgl.: A. BRUCKNER, 'Alphabet, II. Lateinisches Alphabet', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 1, col. 456, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online.

¹⁶² Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.5.

¹⁶³ Vgl.: Sonja GLAUCH, Jonathan GREEN, Lesen im Mittelalter. Forschungsergebnisse und Forschungsdesiderate. In: Ursula RAUTENBERG, Buchwissenschaft in Deutschland : ein Handbuch (Berlin, New York, De Gruyter Saur, 2009) S.393-447, hier S.363f.

zu lernen und nur diejenigen Personen, welche auf diese Art Lesen und Schreiben erlernt hatten, waren hin und wieder in der Lage Worte, Sätze oder Verse in der Volkssprache niederzuschreiben, welche von allen anderen Mitbürgern zwar gesprochen beziehungsweise gehört werden konnten, nicht aber gelesen oder geschrieben.¹⁶⁴

Während des 13., 14. und 15. Jahrhunderts wurde es den Menschen immer mehr zur Gewohnheit sich Kenntnisse und Fähigkeiten im Lesen und Schreiben anzueignen, doch war es zu dieser Zeit noch nicht selbstverständlich, dass diese Fähigkeiten von allen Gesellschaftsschichten angestrebt wurden. Im Europa des Mittelalters war es von gesellschaftlichen Grundbedingungen abhängig, ob man Lesen oder Schreiben lernen konnte. So war die diesbezügliche Situation beim Hochadel anders als bei der Geistlichkeit, wie auch unterschiedlich bei Angehörigen des Bürgertums und des Bauernstandes. Eine breite Anzahl von Regierenden, so auch Rudolf von Habsburg oder Ludwig von Bayern, waren des Lesens und Schreibens nicht mächtig, dies ist auf ihre ritterliche Bildung zurückzuführen. Erst mit Karl IV., der selbst im Lesen und Schreiben gebildet war, veränderten sich die traditionellen Strukturen. Die Amtsgeschäfte Friedrich III. waren schon im hohen Maße von seinem persönlichen Aktenstudium beeinflusst. Nach hochmittelalterlicher Sitte war der Unterschied zwischen Lese- und Schreibfähigkeit in der Geistlichkeit bis ca. 1350 markant. Laut kanonischem Recht, war es den Geistlichen nicht erlaubt ein *Illitteratus* zu sein, wobei sich dies vorerst ausschließlich auf die Lesepflicht bezog. In Deutschland und auch darüber hinaus waren viele Geistliche bis etwa zur Mitte des 14. Jahrhunderts nicht des Schreibens mächtig. Bei den Rittern vorwiegend des niederen Adels hatte die Schriftlichkeit vorerst wenig Bedeutung, allerdings sind hier im 15. Jahrhundert grundlegende Wandlungen zu sehen. Es ist mit großer Sicherheit davon auszugehen, dass die hohe Dichtung des deutschen Rittertums um 1200 weitgehend ohne Schrift auskommen musste. Von einigen Künstlern jedoch, wie zum Beispiel von Hartmann von Aue, wird angenommen, dass er des Lesens mächtig war. Vom Südtiroler Ritter Oswald von Wolkenstein († 1445), der der Verfasser von sehr lebendigen Versen war, wird angenommen, dass er weder Lesen und Schreiben konnte.

Neben der schriftlichen Kulturform konnten durchaus auch geistig hoch entwickelte Kulturformen auf Basis mündlicher Überlieferungen gelebt werden und dies speziell während einer Zeit, in der dem Gedächtnis eine ungleich größere Güte und Bedeutung zugemessen wurde, als dies heute der Fall ist. Analphabetismus wurde durch viele Jahrhunderte auf keinen Fall mit dem Fehlen von Bildung gleichgesetzt und war auch kein Maßstab bezüglich des Standes innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie. Mit der immer komplexer werdenden

¹⁶⁴ Vgl.: GLAUCH, GREEN, Lesen im Mittelalter, S.377.

Welt des Spätmittelalters, spätestens im 15. Jahrhundert, hob sich jedoch die Parallelität der beiden genannten Bildungsebenen mehr und mehr auf. Aufgrund seiner Zweckmäßigkeit hatte sich Papier schon davor als Schriftträger bewährt und somit die Ära der Vielschreiberei ermöglicht. Mit der Erfindung der Brille im späten 13. Jahrhundert war es auch Menschen mit Sehschwächen und auch Personen mit altersbedingten Sehstörungen möglich zu lesen und zu schreiben.¹⁶⁵

Hauptmotive für die Stadtbewohner sich des Lesens und Schreibens zu befähigen, waren die Bedürfnisse der höheren Kaufmannschaft, der gesteigerte Aufwand in Kirchen-, Gemeinde-, Regions-, und königlichen Administration, aber auch der Wille sich selbst persönlich zu bilden.¹⁶⁶ Die Städte definierten beziehungsweise richteten ihr großes Augenmerk auf die große Gruppe der im Spätmittelalter so genannten *Minoristen*, dies waren Geistliche, die nur niedrige Weihen empfangen hatten. Diese konnten obwohl sie im Lesen und Schreiben ausgebildet waren und über Klerikale Vorrechte verfügten, nicht Priester werden, hatten jedoch die Möglichkeit in den Laienstand zurückzukehren und auch Laienberufe auszuüben. Schätzungen gehen davon aus, dass vor dem Beginn der Reformation zehn bis dreißig Prozent der Bewohner der deutschen Städte und somit zwei bis sechs Prozent der Deutschen insgesamt im Lesen und Schreiben ausgebildet waren. Nur in verschwindendem Ausmaß aber waren diese Kenntnisse den Bauern geläufig. Es wird davon ausgegangen, dass Dorfschulen, mit Ausnahme der Gegenden am unteren Niederrhein, welche in ihrer Entwicklung weit fortgeschritten waren, eher seltener vorkamen. Die Zunahme der Lese und Schreibfähigkeit kann als langsam beginnender und sich progressiv entwickelnder Prozess angenommen werden. Diese Annahme beruht auf der Schätzung, nach der mehr als zwei Drittel der Gesamtheit der bekannten mittelalterlichen Handschriften dem 15. Jahrhundert zugeschrieben werden können. Eine weitere rasante Steigerung der Menge der Texte und Bücher wurde durch den Buchdruck erheblich begünstigt.¹⁶⁷

Kenntnisse im Lesen und Schreiben waren für höher gestellten säkularen und klerikalen Autoritäten zurzeit des Mittelalters verbindliche Notwendigkeiten mit hohem Stellenwert.

Es ist jedoch durchaus fraglich, ob diese Fähigkeiten auch jeden Minnesänger zugeschrieben werden konnten. Bis ins Mittelalter wurde die Kunst des Lesens und Schreibens zumeist im klösterlichen Umfeld praktiziert, Geistliche sind mit wenigen Ausnahmen auf das Lesen spezialisiert, da sie sonst ihre täglichen Lesepensum nicht absolvieren können.

¹⁶⁵ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.323.

¹⁶⁶ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.323.

¹⁶⁷ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.324.

Der steigende Verwaltungsaufwand und die wirtschaftliche Entwicklung in den sich vergrößernden Städten, wie auch der Einfluss von reformistischen und humanistischen Strömungen, nicht zu vergessen die Säkularisierung der überbrachten Literatur und des Geisteslebens brachten einen Trend das Analphabetentum einzudämmen und letztlich gänzlich abzulösen.¹⁶⁸

Im Früh- und Hochmittelalter war der Gebrauch von Büchern, wie wir nun erfahren haben, in erster Linie dem Klerus vorbehalten. Im Spätmittelalter jedoch zeigt sich hier ein weitgehender Wertewandel. Nunmehr steigt die Anzahl der Lese- und Schreibkundigen auch außerhalb des Klerus permanent und tendenziell an.¹⁶⁹

„Mönche und Nonnen, neue geistliche Gemeinschaften, die sich speziell dem Bücherschreiben widmen, Weltgeistliche, Notare, Berufsschreiber aus dem Kleriker- und Laienstande, Werkstätten, Lehrer, Studenten und Schüler, [sind fortan] an der Herstellung der Handschriften beteiligt“.¹⁷⁰

Charakteristisch für das Spätmittelalter war auch die steigende Anzahl an Schreibaufgaben. Mannigfaltige, eng mit einander verwobene Ursachen sind dafür ausschlaggebend. So brachten die Gründungen universitärer Hochschulen eine hohe Nachfrage an Texten; die Handschriftenvervielfältigung wird in den oberitalienische Universitätsstädten durch die Stationarii professionalisiert. Für die Verwaltung brauchen Fürsten, Städte, Grundherrschaften, etc... vermehrt schreibkundiges Personal. Der gestiegene Verwaltungsaufwand in den Städten begünstigte die Nachfrage nach Stadt-, Notariats- und Kanzleischreibern, deren Aufgabe es war die verschiedensten Abläufe, auch die der Verwaltung- und des Wirtschaftslebens, schriftlich niederzulegen und somit klar zu dokumentieren. Das Schriftwesen wurde dermaßen komplex und brachte es mit sich, dass Urkunden, Briefe und Gesetze nicht mehr genügten, um komplizierte Rechtsgeschäfte darzustellen. Der Kollektivausdruck „Geschäftsschriftgut“¹⁷¹, geht auf Hans Patze zurück und beschreibt die Summe der Schriftlichkeit. Auch Tschaikowski sieht den Anfang des „Aktenzeitalters“¹⁷² gegen Ende des Mittelalters. Zu dieser Zeit führten auch die Händler die

¹⁶⁸ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.8.

¹⁶⁹ Vgl.: Lars FLÜGGE, Die Auswirkungen des Buchdrucks auf die Praxis des Schreibens (Marburg 2005) S.31.

¹⁷⁰ Bernhard BISCHOFF, Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters (Berlin 2009) S.64.

¹⁷¹ Hans PATZE, Neue Typen des Geschäftsschriftgutes im 14. Jahrhundert. In: Hans PATZE (Hrsg.), Der Deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert I (Sigmaringen 1970) S.9-64, hier S.9.

¹⁷² K. L. TSCHAIKOWSKI, Das dunkle Jahrtausend. Annäherung an das Mittelalter (Köln 1998), 257. Zit. nach.: Lars FLÜGGE, Die Auswirkungen des Buchdrucks, S.19.

Handelstätigkeit mit fernen Ländern nicht mehr direkt im Ausland aus, sie gründeten vielmehr an ihren Inlandsstandorten Kontore und Büros.¹⁷³

Schon ab dem 13. Jahrhundert gibt es mehr gewerbliche Laienschreiber als klerikale Schreibende. Offensichtlich ist diese Entwicklung weit grundlegender als bei oberflächlicher Betrachtung. Die Wende von geistlichen zum gewerbsmäßigen Schreiber gibt der Abschrift einen geänderten Stellenwert in der Wahrnehmung der Zeitgenossen. Im Gegensatz zu den klerikalen Schreibern für die das Abschreiben auch geistige Erbauung bedeutet, ist für den Lohnschreiber die Abschrift eine rein weltliche Erwerbsbeschäftigung.¹⁷⁴

3.1.1 Die Kanzlei als Zentrum des Schreibens

Am Beispiel der Stadt Augsburg soll exemplarisch die Tätigkeit des Schreibens in einer Kanzlei dargestellt werden.

Die *Stadtschreiber*, auch *Notarii Civitatis* genannt, waren die Leiter der Stadtkanzleien und in Personalunion auch Notare. Mit der sich zunehmend enorm entwickelnden Verschriftlichung der Obliegenheiten des Rates kam den Stadtschreibern rasch ein komplexes Aufgabenfeld von hoher Bedeutung zu. Sie bildeten die Basis für die Erweiterung der Schreibstuben als zentrale Einrichtung. Zu ihren Aufgaben zählte neben der Protokollierung sämtlicher bedeutenden Beschlüsse des Rates, die Verantwortung über die Abwicklung der städtischen Buchhaltung sowie die Durchführung des urbanen Briefwechsels. Ferner oblag ihnen die Ausfertigung von Urkunden, sie fungierten auch als Berater in rechtlichen Fragen. So bekleideten die Stadtschreiber, wenngleich sie lediglich weisungsgebundene Lohnempfänger der Stadt waren, dennoch ein durchaus relevantes Schlüsselamt. Mit Hilfe ihrer vielfachen Kontakte nach Außen lenkten sie häufig nicht nur die innere politische Entwicklung der Stadt, sondern auch ihre nach außen gerichtete politische Entfaltung. Sämtliche städtische Briefe wurden vom Stadtschreiber angefertigt. Für die Ausarbeitung von privaten Schreiben für die Einwohnerschaft wurde von ihm von den Auftraggebern Zahlungen eingehoben. Zu den Aufgaben der Stadtschreiber gehörte es auch, das Rechtsbuch der Stadt zu führen. Obschon sie bei Gericht und im Rat kein Urteil zu fällen hatten, lag es an ihnen dieses zu erfragen.

Gemäß Auftrag mussten die Stadtschreiber aus dem Rechtsbuch vorlesen und auch die Namen der an der Ratswahl Beteiligten aufzuschreiben. Bis 1480 veränderten sich aber die Prioritäten der Aufgaben der Stadtschreiber, so konnten sie nunmehr sämtliche im bürokratischen Umfeld geforderten Aufgaben an Rats-, Steuer und Gerichtsschreiber

¹⁷³ Vgl.: FLÜGGE, Die Auswirkungen des Buchdrucks, S.19.

¹⁷⁴ Vgl.: FLÜGGE, Die Auswirkungen des Buchdrucks, S.31.

übertragen und waren in eigener Person urbane erste Juristen, Diplomaten und politische Formgeber.

Viel exakter waren von Beginn an die Tätigkeitsfelder der *Ratsschreiber* in Augsburg definiert. Ratsschreiber waren auch bereits lange vor dem Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt. Zwischen Stadt- und Ratsschreibern wurde Anderenorts nicht in dieser Form unterschieden, hier kam es nicht zu einem derartigen verwaltungstechnischen Verdichtungsprozess wie in Augsburg, wo die Aufgaben des Stadt- und Ratsschreibers unterschiedlich definiert wurden.¹⁷⁵

Die Tätigkeit des Ratsschreibers war die Geschäftsführung und Verwaltung der Entscheidungen des Rats. In den einzelnen verwaltungstechnischen Sachgebieten der Verwaltung ist er nicht mehr zu finden. Es ist außerdem davon auszugehen, dass dem Ratsschreiber die unmittelbare Leitung der Stadtkanzlei oblag.

In der Hierarchie unmittelbar unterhalb der Stadt- und Ratsschreiber waren die mit der Geschäftsabwicklung betrauten *Kanzleischreiber* zu finden. Diese erhielten ihre Anordnungen von den Bürgermeister, Stadt- oder Ratsschreibern und waren deren Untergebene. Ihre Aufgabe war es die komplette urbane Administrationskorrespondenz durchzuführen. Die Arbeitszeit der Kanzleischreiber war nicht fest eingegrenzt, jedoch war ihnen aufgetragen immer dann wenn ihrer Tätigkeit bedurft wurde, anwesend zu sein, sie wurden angewiesen an jedem Tag mindestens eine Stunde vor dem Beginn der Ratssitzungen in der Kanzlei zu erscheinen. Dort sollten sie ihre Aufgaben erledigen sowie die Anordnungen der Mitglieder des Rats oder des Stadtschreibers erwarten. Primär orientierte sich die Arbeitszeit somit in erster Linie nach den Anforderungen des Rats, nicht aber nach den Anliegen der übrigen Bewohner der Stadt. Ebenso war die Verteilung der Aufgaben noch nicht definitiv festgelegt. Es wurde von den Kanzleischreibern erwartet, dass sie ihre Aufgaben gerecht untereinander aufteilten und nicht einem mehr und dem anderen weniger an Arbeit zukam. Die Stadtkanzleien waren nicht nur mit den Tätigkeiten für den Rat und seine Geschäftsabwicklung zuständig, sie beschäftigten sich auch mit der Durchführung von Dienstleistungen für die Einwohner der Städte. Somit waren die Stadtkanzleien auch Ansprechpartner für alle Bürger, die irgendwelchen Schriftverkehr in Auftrag geben wollten. Hierbei musste stets eine beglaubigte Kopie oder ein Protokoll angefertigt werden und nicht geachtet der Tatsache ob es sich um große oder kleine Briefe handelte immer zwei Exemplare erstellt werden. Die hergestellten Briefe beziehungsweise Schriften waren in ein speziell dafür

¹⁷⁵ Vgl.: Nicole FINKL, Administrative Verdichtung und Konfessionalisierung. Die Verwaltung der Reichsstadt Augsburg im 16. Jahrhundert (Neustadt an der Aisch 2011) S.284-286.

vorbereitetes Register einzutragen, bei dieser Aufgabe waren die Kanzleischreiber gehalten die verfassten Briefe extra anzumerken.

Um längere Wartezeiten weitgehend hintan zu halten, waren die Schreiber angewiesen ihre Tätigkeiten in eigener Verantwortung so unter sich zu verteilen, dass diejenigen, welche im Moment weniger Schreibaufgaben als andere hatten, sich mit dem Parteienverkehr beschäftigen sollten.¹⁷⁶

Aus den Baumeisterbüchern ist bekannt, dass die Einkommen der einzelnen Schreiber sehr stark voneinander abwichen. So ist festgehalten, dass ein Gerichtsschreiber mit bis zu 350 Gulden und ein Kanzleischreiber mit bis zu 25 Gulden entlohnt wurden.¹⁷⁷ Hierbei handelt es sich jedoch üblicherweise um Basiszahlungen, welche durch diverse Zuzahlungen, wie zum Beispiel für die Verpflegungs- oder Dienstganggeld oder auch Sporteln, wie man im Mittelalter die ‚Teilhabe an Amtsgefallen‘ bezeichnet und für Dienstleistungen innerhalb der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wie das Ausfertigen von Schriften oder die Urkundenerstellung, von Privatpersonen eingehoben wurden.¹⁷⁸

3.1.2 Die lesende und schreibende Frau

Die Forschung hat sich in den letzten Jahren vermehrt mit der Kultur des Lesens im Mittelalter auseinandergesetzt, wobei in diesem Zusammenhang auch die unterschiedlichen Lesegewohnheiten von Männern und Frauen beleuchtet wurden. Dieser Forschungsbereich hängt ebenso mit dem Grundgegensatz Latein kontra Volkssprache zusammen. So waren Frauen mit umfassenden Kenntnissen in der lateinischen Sprache nur in sehr geringer Anzahl anzutreffen. Viele Gebiete der Schriftlichkeit wie zum Beispiel der Klerus, die Universitäten, oder erwerbsmäßiges Schreiben in Kanzleien, waren den Frauen nicht zugänglich. Lesende Frauen sind hauptsächlich im Bereich der Laienspiritualität, oder aber auch im Alltag der städtischen Familien des Spätmittelalters zu finden. Das private Lesematerial der Frauen geht bis ins auslaufende Mittelalter zumeist kaum über Stundenbuch und Psalter hinaus.¹⁷⁹

Dennoch wird in der Betrachtung der Entwicklung der volkssprachlichen Bildung des 15. Jahrhunderts, die die grundlegenden Anforderungen und Alltagsbedürfnisse überstiegen, in den Untersuchungen zur Germanistik wird deutlich, dass mit dieser Art der Bildung nicht Lateinschulen oder Universitäten zu suchen waren, vielmehr ging dieser Prozess von den Stiften der weiblichen Religiosengemeinschaften aus.

¹⁷⁶ Vgl.: FINKL, Administrative Verdichtung und Konfessionalisierung, S.286-288.

¹⁷⁷ Vgl.: FINKL, Administrative Verdichtung und Konfessionalisierung, S.288.

¹⁷⁸ Vgl.: FINKL, Administrative Verdichtung und Konfessionalisierung, S.288.

¹⁷⁹ Vgl.: GLAUCH, GREEN, Lesen im Mittelalter, S.378.

Die im 15. Jahrhundert sich exorbitant rasch entwickelnden Translationswerke waren häufig für Klosterfrauen konzipiert, beziehungsweise in deren Auftrag hergestellt worden. Dieser Eindruck kann auch unter Berücksichtigung der Schriftlichkeit innerhalb der Konvente komplettiert werden, nämlich jenen Schriftstücken, welche zum internen Gebrauch der Ordensgemeinschaft erstellt wurden, solche sind jedoch als eigenständige Kategorie bisher nur am Rande betrachtet worden. Es sind dies nicht nur an Normen gebundene Manuskripte, zum Beispiel die Übersetzung religiöser Regeln, sondern hauptsächlich auch Betrachtungen über das Alltagsleben im Kloster in schriftlicher Form.¹⁸⁰

Das Schrifttum der Altenhohenauener Dominikanerinnen, liefert erste Anhaltspunkte für die Tatsache, dass Frauen der lateinische Bildungskontext durchaus zugänglich war. Die Dominikanerinnen verfassten auch Aufzeichnungen bezüglich der von ihnen neu angeschafften Werke, welche sie separat nach lateinischen und deutschen Schriftwerken auflisteten. Es ist zu bemerken, dass sie Werke sowohl in Deutsch als auch in Latein in vergleichbarer Menge anschafften und daher davon auszugehen ist, dass das passive Wissen der Ordensfrauen in Latein in genügendem Maße vorhanden war. Derartige Lateinkenntnisse waren auch für die Durchführung liturgischer Handlungen unbedingt notwendig.¹⁸¹

Neben den belesenen Klosterfrauen waren nur wenige Bürgerfrauen, die im späten 14. Jahrhundert zur Welt gekommen sind, so gilt die Annahme, der Schreibkunst mächtig, obwohl die Töchter durchaus dazu gedrängt wurden sich im Lesen und Schreiben unterrichten zu lassen. Die älteste Erwähnung in kaufmännischen Privataufzeichnungen bezüglich des Schulbesuchs von bürgerlichen Mädchen findet sich aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts. In seinem Hausbuch trägt der Kaufmann Johann Sloesgin ein, dass seine Töchter allesamt zur Schule gegangen sind.¹⁸²

Schon im 13. Jahrhundert gibt es jedoch erste Anhaltspunkte aus Paris und Flandern für die Tatsache, dass dort Mädchen städtische Schulen besucht haben. An den genannten Orten wurden bereits am Anfang des 14. Jahrhunderts erste städtische Mädchenschulen gegründet. Es darf angenommen werden, dass auch die deutschen städtischen Pfarrschulen für Mädchen zugänglich waren. Sichere Hinweise darauf, dass Mädchen an Pfarrschulen unterrichtet wurden und auf die ersten Etablierungen von Mädchenschulen in deutschen Regionen sind jedoch erst zur Zeit des Übergangs vom 14. zum 15. Jahrhundert zu finden.¹⁸³ Die

¹⁸⁰ Vgl.: SCHLOTHEUBER, Sprachkompetenz und Lateinvermittlung, S.61f.

¹⁸¹ Vgl.: SCHLOTHEUBER, Sprachkompetenz und Lateinvermittlung, S.63.

¹⁸² Vgl.: Andrea KAMMEIER-NEBEL, Frauenbildung im Kaufmannsmilieu Spätmittelalterlicher Städte. In: Elke KLEINAU, Claudia OPITZ (Hrsg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Band 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung (Frankfurt, New York 1996) S.78-90, hier S.78.

¹⁸³ Vgl.: KAMMEIER-NEBEL, Frauenbildung im Kaufmannsmilieu, S.80.

Heranbildung der Mädchen aus Kaufmannsfamilien war in hohem Maße von dem Ziel geleitet, dass diese künftig ihrer Rolle als Ehefrauen gerecht werden sollten. Den Mädchen wurden hauswirtschaftliche Kenntnisse, die Grundlagen des Schreibens, Lesens und Rechnens, aber auch ein Grundwissen rund um den Erwerb der Nahrung nähergebracht. Der gesellschaftliche Rang und der Broterwerb des Ehegatten bestimmten im Wesentlichen die Umstände der Entwicklung der persönlichen Kompetenzen der Gattin, beziehungsweise auch die etwaige Notwendigkeit ob sich die Frau in absolut neuen Wirkungskreisen zu bewähren hatte. Eine Ausbildung in Richtung einer selbständigen Erwerbstätigkeit, wie dies bei den Söhnen der Kaufleute üblich war, war für die Kaufmannstöchter nicht vorgesehen.

Obschon es die eine oder andere Erwähnung dahingehend gibt, dass auch Mädchen an Lateinschulen unterrichtet wurden, waren lateinische Sprachkenntnisse in Kreisen der Kaufmannsfrauen kaum anzutreffen. Studierende Kaufmannsöhne, welche Lateinkenntnisse erworben haben, übermittelten oftmals ihren Vätern Briefe in lateinischer Sprache, um ihnen von ihrem persönlichen Studienerfolg zu berichten. An die weiblichen Familienmitglieder jedoch wurde in der Umgangssprache geschrieben.¹⁸⁴

3.1.3 Die Bedeutung der Lese- und Schreibfähigkeit unter der Randgruppe der Juden

Die höchste Dichte von lese- und schreibkundigen Einwohnern der Städte war unter den Juden zu finden, diese beherrschten die genannten Fähigkeiten nahezu ohne Ausnahmen.¹⁸⁵

Unter Ansehung des Stellenwerts, welche die jüdische Gesellschaft ihren Gelehrten einräumte, ist jedoch zu bemerken, dass Frauen von vielen Bereichen der allgemeinen Ehrerbietung ausgeschlossen waren. Mit der zur Verfügung Stellung von beträchtlichen finanziellen Mitteln für Synagogen und Bücher und der Bezahlung des Studiums durch ihre eigene Berufsausübung glichen sie, schon von der Antike an, diesen Missstand aus. Diese Tendenz hält bis in die heutigen Tage an. Außerhalb der geregelten Normen war es einigen Frauen sogar möglich, sich Wissen anzueignen, welches mitunter auch Rabbiner in ihre rechtlichen Entscheidungen einbezogen.¹⁸⁶

In diesem Zusammenhang ist auch darauf hinzuweisen, dass im Spätmittelalter in den österreichischen Gebieten ein reges jüdisches Schulwesen existiert hat.¹⁸⁷

¹⁸⁴ Vgl.: KAMMEIER-NEBEL, Frauenbildung im Kaufmannsmilieu, S.87.

¹⁸⁵ Vgl.: MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, S.323.

¹⁸⁶ Vgl.: Martha KEIL, „Sei hingebungsvoll im Lernen“. Jüdische Gelehrtenkultur in Wien 1365-1421. In: Heidrun ROSENBERG, Michael Viktor SCHWARZ (Hrsg.), Wien 1365. Eine Universität entsteht (Wien 2015) S.106-115, hier S.106.

¹⁸⁷ Vgl.: ENGELBRECHT, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, S.195.

In allen mittelalterlichen Städten, in welchen jüdische Gemeinden existierten, gab es auch Judenschulen. Als *Judenschul* wurden ursprünglich die Synagogen bezeichnet. Dies waren Einrichtungen, an denen die Juden der Glaubens- und Kulturpflege nachkamen. Im Mittelalter wurden auch diejenigen Schulen Judenschulen genannt, die sich der Ausbildung der jüdischen Kinder widmeten. Aus religiösen Motiven wollten oder konnten die Juden die städtischen oder kirchlichen Bildungsinstitutionen nicht nutzen. Daher waren die jüdischen Gemeinden gezwungen schon sehr früh ein eigenes Bildungswesen zu entwickeln. Diese Schulen wurden in privaten Häusern oder in Synagogen etabliert. Dort wurde den Kindern von Rabbinern oder Vorbetern Unterricht im Lesen und Schreiben, in der jüdischen Religion und wie angenommen auch in praktischen Belangen des täglichen Lebens erteilt.¹⁸⁸

Schon im Hochmittelalter wurden die Juden, insbesondere in den östlichen Kolonisationsländern ansässig. Tirol und Vorarlberg jedoch, wiesen keine bemerkenswerten jüdischen Bevölkerungsanteile auf. Als Kammerknechte der Landesfürsten, des Erzbischofs von Salzburg oder der Herzöge, wurden sie durch diese geschützt und erhielten Privilegien, welche sie gegenüber der christlichen Mehrheitsbevölkerung innehatten. Die Juden lebten zumeist, zuerst auf freiwilliger Basis, in klar eingegrenzten Vierteln und trugen die ihnen vorgeschriebene Kleidung, so waren sie für alle anderen Zeitgenossen einfach zu erkennen.

Sie beschäftigten sich häufig mit dem Handel und in hohem Maße auch mit dem Verleih von Geld gegen sehr hohe Zinsen, wie sie in dieser Zeit durchaus gebräuchlich waren.

Da das strenge biblische Verbot den Christen untersagte Zinsen von Glaubensgenossen anzunehmen, stellten die Judenviertel auch gleichzeitig Bankenplätze dar. Die prosperierenden Städte des Mittelalters waren auf Kapital und somit auch auf die Juden angewiesen.¹⁸⁹

Es begannen sich jedoch vermehrt in den Zeiten des Spätmittelalters Spannungen zwischen Christen und Juden zu entwickeln. Diese beruhten zumeist auf der freieren Interpretation des Zinsverbotes im christlichen Umfeld. Es bildete sich ein Unterschied zwischen ‚erlaubten Zins‘ und ‚unerlaubten Wucher‘. Die Bürger, welche aus Konkurrenzgründen den Juden die Durchführung von Handel und Gewerbe nicht zugestehen wollten, gereichte es zum Ärgernis, dass diese durch den Landesfürsten von den städtischen Steuern befreit waren. Wesentlich trugen auch die nunmehr verschärften Kirchengesetze, welche besagten, dass jeder nicht zwingend notwendige Kontakt zwischen Christen und Juden zu unterbleiben habe, zur Vertiefung des Konflikts bei. So kam es, dass das Geldgeschäft am Ende den letzten Kontakt

¹⁸⁸ Vgl.: SCHIFFLER, WINKLER, Tausend Jahre Schule, S.44.

¹⁸⁹ Vgl.: ENGELBRECHT, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, S.195.

zwischen Christen und Juden darstellte. Dieser Umstand trug erheblich zur Unbeliebtheit der Juden bei. Gerade in Krisenzeiten waren die in Not geratenen darauf angewiesen sich vom Juden Geld auszuleihen, was dazu führte, dass dieser zumeist dann, wenn es breiteren Bevölkerungsschichten an vielem mangelte, sein Vermögen durch erhebliche Zinseinnahmen und Erlösen aus Pfändungen vermehren konnte, welches ihm gestatte einen adelsgleichen Lebenswandel zu führen. Die den Juden von einer ihnen kritisch gegenüberstehenden Umwelt aufgezwungenen Lebensumstände und ihre risikobehafteten Berufsaufgaben legen die Annahme nahe, dass bei den Juden die Kunst des Lesens und des Schreibens weit öfter anzutreffen war, als bei den Christen dieser Tage.¹⁹⁰

Für gewöhnlich unterhielten sich Juden Untereinander auf Deutsch, allerdings waren sie auch des Hebräischen mächtig und verwendeten dieses, so wie die Christen die lateinische Sprache, als einen Ausdruck von Bildung und religiöser Anschauung. Die hebräische Sprache erlernten die Juden in ihren Schulen. Die Basis für die Ausbildung und Formung der jungen Juden war die Thora, welche auf das Alte Testament und rabbinische Überlieferungen zurückgeht. Die ersten Einführungen in die Bibel erfuhren die Knaben bereits im Alter von 5 Jahren. Mit dem Talmud wurden männliche Schüler ab dem 15. Lebensjahr vertraut gemacht. Eine Unterscheidung ist zwischen den Cheder-Elementarschulen und den höheren Talmudschulen der Jeschiva (Jeschibha) vorzunehmen.¹⁹¹

Es ist anzunehmen, dass Elementarschulen in allen jüdischen Gemeinden, welche eine Synagoge betrieben vorzufinden waren. Zumeist wurde der Unterricht dort vom Chasan (Aufseher) oder Chaber (Lehrer) erteilt. Es war gewünscht, dass das Kind bereits mit fünf Jahren in der Lage war, die Schrift zu lesen. Im Cheder wurde gewissermaßen Individualunterricht erteilt. Dies geht darauf zurück, dass sich der Lehrer jedem einzelnen Schüler für kurze Zeitspannen persönlich widmete. Dieser Ansatz entsprach durchaus einer Unterrichtsmethode, die in den Elementarschulen der Christen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein zur Anwendung kam.

Ein wichtiger Stellenwert kam den höheren Talmudschulen in österreichischen Gebieten zu. Deren Auftrag war in erster Linie die Ausbildung von Lehrern und Rabbinern. Im jüdischen Glaubensbild kommt dem Rabbi, dem geistigen Vater, der an die oberste Stelle der Gemeinde gestellt wurde, keine priesterliche Autorität zu, vielmehr wurde er als Lehrer derselben angesehen.¹⁹² Fast alle sachbezogenen Quellen aus dem Hebräischen, die sich mit Steuerfragen beschäftigen, geben Hinweise darauf, dass der Kinderlehrer (Melamdim) weit

¹⁹⁰ Vgl.: ENGELBRECHT, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, S.195.

¹⁹¹ Vgl.: ENGELBRECHT, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, S.195f.

¹⁹² Vgl.: ENGELBRECHT, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, S.196.

unter dem Rabbi im Sozialgefüge angesiedelt war und seine finanzielle Abgeltung nur in geringem Umfang erfolgte. Lehren und Lernen wurden als Gottesdienst angesehen, für den keine Abgeltung durch irdische Güter erwartet werden durfte. Außerdem erbrachten die Kinderlehrer ihre Leistung für eine sozial kaum anerkannte Schicht, nämlich die der Kinder und wurden mehr als Aufsichtspersonen wahrgenommen, nicht aber als pädagogische oder intellektuelle Leistungsträger. Somit waren diese leicht zu ersetzen und örtlich unabhängig und wurden, im Gegensatz zu Lehrern der jüdischen Religion, eher ‚Kindergärtnern‘ gleichgestellt, nur gering bezahlt und genossen kaum Wertschätzung. Die Ausnahme bildeten jene Kinderlehrer, die den Kinderunterricht als temporäres Finanzierungsmittel für ihr Studium an einer Jeschiva betrieben.¹⁹³

Die mittelalterliche nicht jüdische Stadtbevölkerung sowie die Obrigkeit verfügten über nur sehr wenig Wissen hinsichtlich der jüdischen Kultur und deren Schulformen. So sind auch kaum graphische Belege des jüdischen Kultur- und Bildungswesens überliefert. Eines der



Abb. 8: *Holzschnitt von Urs Graf aus der Cosmographia des Sebastian Münster (Augsburg 1598), Illustration Judenschule*

wenigen Exemplare ist hier wiedergegeben. Es ist davon auszugehen, dass hier nicht reale Tatsachen dargestellt werden, sondern die Vorstellungswelt der nichtjüdischen Künstler bezüglich der jüdischen Bildungssituation, nicht unbeeinflusst von Vorurteilen und mangelnder Kenntnis der Gegebenheiten, wohl aber geprägt von christlichen Kunstverständnis und dessen Ausdrucksmitteln.¹⁹⁴

Das Abbild des Alphabets im Hintergrund zeigt jedoch ein wesentliches Faktum der Bildung der Juden. Zu sehen ist sowohl das hebräische – in der

hebräischen Quadratschrift – als auch das lateinische Alphabet in Bastarda. Die selbstverständliche Verwendung beider Alphabete liegt an der

Notwendigkeit der Zweisprachigkeit für Juden, die, wie wir erfahren haben, in vielen Fällen darauf angewiesen sind und/oder von sich aus daran interessiert sind, mit Christen Geschäfte und Verträge abzuschließen. In diesen Zusammenhang war es für sie unumgänglich auch die lateinische Schrift zu beherrschen.

¹⁹³ Vgl.: Martha KEIL, *Gemeinde und Kultur- Die Mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich*. In: Herwig WOLFRAM (Hrsg.), *Österreichische Geschichte. Geschichte der Juden in Österreich* (Wien 2006) S.15-59, hier S.55-57.

¹⁹⁴ Vgl.: SCHIFFLER, WINKLER, *Tausend Jahre Schule*, S.45.

3.2 Die Veränderungen in der Praxis des Schreibens

Das Schreiben bringt manche Vorteile mit sich, die vom Druck an sich nicht erfüllt werden können. Man muss sich diese in Erinnerung rufen, damit man verstehen kann wie sich die Tradition der Handschrift neben dem Druck halten konnte. An erster Stelle sei hier zu erwähnen, dass alles was in der Verwaltung geschrieben wurde, natürlich per Hand geschrieben werden musste, denn bis zur Erfindung der Schreibmaschine im 19. Jahrhundert gab es gar keine andere Möglichkeit, einen Text niederzulegen. Aber auch Vorlagen für den Druck konnten nicht anders hergestellt werden.

Außerdem gilt die Tatsache, dass die Anfertigung von Handschriften weit weniger aufwendig ist, als dies bei der Herstellung von Druckwerken der Fall ist. Um zu schreiben, sind weder eine Werkstatt, noch der Einsatz von Gehilfen und auch keine Maschine notwendig. Ebenso bedarf das Schreiben keiner komplizierten Vorarbeiten. Auch hohe körperliche Kräfte oder geistige Anstrengungen sind für die Tätigkeit des Schreibens nicht von Notwendigkeit. Die Herstellung von Schriftstücken erfordert nur eine einfache Ausrüstung, wie zum Beispiel einen Stift, eine Schreibfeder und Tinte und diese auch nur dann, wenn Schreibfeder oder das Schreibrohr, dieses allerdings im Vergleich zur Feder ganz selten, verwendet werden.¹⁹⁵

Zu den im Mittelalter verwendeten schwarzen Tinten ist zu bemerken, dass diese üblicherweise auf zwei unterschiedlichen Grundstoffen und zwar auf Karbon und Metall basierten. Die Karbontinten wurden unter Verwendung von Ruß hergestellt. Ruß an sich lag jedoch nicht in einer zum Malen oder Schreiben geeigneten Beschaffenheit vor, daher musste der Farbstoff in einem Trägerstoff gelöst werden. Dazu wurden in der Natur vorkommende Gluzide, das heißt Klebstoffe, wie zum Beispiel Gummi arabicum, das Harz diverser Bäume, oder Honig verwendet. Es kamen aber auch Substanzen auf Proteinbasis, wie Eiweiß, Gelatine und Knochenleim für diesen Zweck zur Verwendung. Mitunter bediente man sich bei der Herstellung von Karbontinten auch natürliche Lipide, zum Beispiel spezieller Öle. Die Grundstoffe der Rezepturen wurden abhängig vom Anwendungsbereich durch ergänzende Beimengungen variiert. Diese Vorgangsweise wurde nicht nur bei der Produktion schwarzer Tinten angewandt, abhängig vom Einsatz diverser Pigmente war man so in der Lage eine breite Palette von Tinten in jeder gewünschten Farbe herzustellen. Ein besonderer Mangel derartiger Tinten war die Tatsache, dass sie sich oftmals nur sehr schlecht mit den zu beschreibenden Schriftträgern verbanden. Teilweise musste nur leicht radiert werden, um das Geschriebene zu entfernen.¹⁹⁶ Eine große Menge von Rezepturen für Eisenvitriol-Gallus-

¹⁹⁵ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.222.

¹⁹⁶ Vgl.: Elke Freifrau von BOESELAGER, Schriftenkunde. Basiswissen (Hannover 2004) S.63f.

Tinten sind aus dem Spätmittelalter bekannt, diese wurden mit Wein, Regenwasser oder Essig zubereitet und sie zeigten im Schriftbild die Farbtöne Schwarz oder Schwarzbraun. Bereits in der Antike bediente man sich Tinten, die aus Eisenvitriol und Galläpfeln hergestellt wurden. Jedoch haben sich diese teilweise bei spätantiken handschriftlichen Aufzeichnungen im Nachhinein durch die Auswirkungen von Feuchtigkeit dermaßen in das Pergament vertieft und dieses manchmal auch durchdrungen, dass anstelle der Schriftzeichen nur noch ‚Fensterchen‘ wahrgenommen werden können.¹⁹⁷

Voraussetzung für die Herstellung von Schriftstücken ist neben dem Schreibwerkzeug und der Tinte, auf die nun näher eingegangen wurde, ebenso das Vorhandensein eines geeigneten Schriftträgers, wie Papier oder ähnliches.

An dieser Stelle sollen die Eigenschaften der beiden gebräuchlichsten Schriftträger Pergament und Papier dargestellt werden. Pergament zeichnet sich im Hinblick auf problemlose Beschreibbarkeit, hohe Reißfestigkeit, Widerstandsfestigkeit beim Radieren und hohe Haltbarkeit als hervorragender Schriftträger aus. Die hohen Kosten für die Anschaffung von Pergament stellen jedoch einen eklatanten Nachteil für dessen Verwendung dar. Pergament wird aus Tierhäuten hergestellt.¹⁹⁸ In Westeuropa war bis ins 10. Jahrhundert hauptsächlich Ziegenpergament in Verwendung. Im 11. und 12. Jahrhundert kam vermehrt Schafspergament zum Einsatz und dazu auch Pergament aus Kalbshäuten, welches als Unterscheidungsmerkmal zu den genannten anderen Sorten eine nahezu unmerkliche Porenmusterung zeigt.¹⁹⁹

Bei der Anfertigung von Pergament werden die Häute im Gegensatz zum Leder nicht gegerbt, vielmehr werden sie in Kalkwasser gebeizt, danach enthaart und geschabt bis sie glatt sind. Anschließend werden diese gespannt, mit Bimsstein feingelätet und zuletzt ein- oder beidseitig mit Kreideschlamm versehen, welcher nach der Trocknung und dem Klopfen einen glatten, gut greifenden teilweise samtähnlichen und nahezu weißen Schriftträger ergibt. Die sogenannten *italienischen* Pergamente, welche zumeist nur auf einer Seite zur Beschriftung vorbereitet wurden, zeichneten sich durch eine dünnere und feinere Beschaffenheit aus, hatten aber auch einen höheren Preis.²⁰⁰

Ein wichtiges Schreibutensil zur Beschriftung des Pergaments und in spätere Folge des Papiers war der Federkiel. Seine Spitze wurde schräg angeschnitten in zwei Zungen geteilt,

¹⁹⁷ Vgl.: BISCHOFF, Paläographie, S.32f.

¹⁹⁸ Vgl.: Ahasver v. BRANDT, Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften (Stuttgart, Berlin, Köln 1992) S.68.

¹⁹⁹ Vgl.: P. LADNER, 'Pergament', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 6, cols 1885-1887, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online.

²⁰⁰ Vgl.: BRANDT, Werkzeug des Historikers, S.68.

dies diene der verbesserten Haftung der Tinte und einem kontinuierlichen Ablauf derselben beim Schreibvorgang. Durch das Schreiben wurde der Federkiel abgenutzt und es war notwendig diesen immer wieder nachzuschneiden. Strichstärke und Schriftbild waren abhängig von der Schräge des Zuschnitts der Feder und vom Winkel, in dem diese beim Schreiben gezogen wurde. Am Rande der Seiten war es dem Schreiber möglich den richtigen Zuschnitt seiner Feder mittels Federproben zu überprüfen ehe er zu schreiben anfang oder aber sein Werk weiterführte. Hauptsächlich kamen für die Schreibtätigkeiten Gänsefedern zum Einsatz, es wurden jedoch auch Schreibhilfsmittel auf Pflanzenrohren eingesetzt. Sehr kleine Schriftzeichen wurden auch unter Verwendung von Krähen oder Rabenfedern ausgeführt.²⁰¹

Die hauptsächliche Verwendungsform des Pergaments, dem überwiegenden Schriftträger des gesamten Mittelalters, war immer schon, entweder als Einzelblatt oder in Buchform, auch Codex genannt, gegeben. Pergament zeigt sich in seltenen Fällen bei Geschäftsangelegenheiten auch in Form der Rolle. Hier wird diese Form für Rechnungen, Gerichtsprotokolle und Zunftrollen verwendet. Diese Pergamentrollen wurden im Gegensatz zu den Papyrusrollen in der Blattfolge nicht horizontal aneinandergereiht, sondern es wurden die Blätter vertikal durch annähen an den Schmalseiten miteinander verbunden. Um die Rolle lesen zu können wurde sie daher nicht von links nach rechts, sondern von oben nach unten entrollt. Die englische Verwaltung verwendet noch im 20. Jahrhundert derartige Pergamentrollen, wie zum Beispiel Patent Rolls, welche pro Jahr aneinandergereiht wird.²⁰²

Da Pergament der Feder eine weitgehend uneingeschränkte Nutzungsform hinsichtlich der Schreibrichtung als auch der Bewegung anbietet, konnte sich der Schreibende von den materiellen und technischen Zwängen des Schriftträgers befreien.

Die Pergamentproduktion erfolgte vorerst in der Umgebung der klösterlichen Schreibstuben, zum einen zur Deckung des Eigenbedarfs, zum anderen aber auch für die Auslieferung an andere Interessenten. Während des Spätmittelalters wurde die Pergamentherstellung zu einem bürgerlichen Gewerbe, welches von den sogenannten *pergamentarii*, *parcheminiers*, oder Buchfellern betrieben wurde. Es etablierte sich ein reger Pergamenthandel im großen Umfang, der auch über den regionalen Handel hinaus zum Fernhandel wurde, der von Norditalien bis nach Süddeutschland reichte.²⁰³

²⁰¹ Vgl.: Margit KRENN, Christoph WINTERER, Mit Pinsel und Federkiel. Geschichte der mittelalterlichen Buchmalerei (Darmstadt 2009) S.34.

²⁰² Vgl.: BRANDT, Werkzeug des Historikers, S.68f.

²⁰³ Vgl.: P. LADNER, 'Pergament', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 6, cols 1885-1887, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online.

Nachdem das Pergament ausführlich beschrieben wurde, soll nun hier zur Vollständigkeit der neue Beschreibstoff des späten Mittelalters, nämlich das Papier vorgestellt werden.

Papier war zu Ende des Mittelalters nicht nur Basis einer technischen Entwicklung es war auch Impulsgeber und Triebkraft einer Revolution im kulturellen Sinn. Der Zugang zu Papier erleichterte wesentlich die Entwicklung der Schreib- und Lesefähigkeiten und stärkte den Trend der fortschreitenden Literarisierung, was sich in erster Linie auf jene Gruppen der Gesellschaft bezog, welche in Verwaltung oder Handel tätig waren. Es war preiswertes Papier erforderlich, um ausgedehnte Akten anzulegen, aber auch Rechnungsbücher einzurichten, beziehungsweise Geschäftsbriefe, Wechsel oder Verträge u.v.m. auszustellen. Günstiges Papier war somit die Voraussetzung für die Entwicklung jeder höfischen und städtischen Verwaltung und die Durchführung von Geschäften aller Art. Die sich rasch entwickelnde Kultur des brieflichen Austauschs brachte Netzwerke von gebildeten Personen, dazu gehören Lehrer, aber auch spezialisierten Handwerkern und Kunstschaaffenden, mit sich, denen es nun möglich war ihre Gedanken rascher auszutauschen. Antike Schriften und auch solche aus dem Mittelalter oder der Gegenwart konnten mit Einführung des Buchdrucks in einer zuvor nicht denkbaren Auflage und Dichte einem sich rasant vermehrenden Leserkreis zugeführt und so auch neue Denkanstöße gegeben werden. Die geschilderten Folgen der Verwendung des Handwerksprodukts Papier auf die Gesellschaft wurden von kaum einen anderem Erzeugnis übertroffen.²⁰⁴

Im Vergleich zum Pergament stellte das Papier im Hinblick auf seine Eigenschaften, wie Oberflächenglätte, Reißfestigkeit und Langlebigkeit gerade am Anfang seiner Verwendung keine qualitativ hochwertige Innovation dar. Die frühen, in Europa gebräuchlichen Papiere wiesen eine grobe Struktur und mangelhafte Haltbarkeit auf. Gegenüber dem Pergament bestand der hauptsächliche Vorteil des Papiers gerade zu Beginn seiner Verwendung in seinem niedrigen Anschaffungspreis, der sich aus der Tatsache ergibt, dass Papier aus Altmaterialien, den sogenannten Hadern, worunter alte Stoffreste und Lumpen zu verstehen sind, hergestellt wurde. Aufgrund der bereits dargestellten Mängel konnte sich Papier als Schrifträger in Europa nicht sehr rasch durchsetzen. Papier wurde ursprünglich von den Chinesen erfunden und durch die Araber dem Abendland bekannt gemacht. Im 12. Jahrhundert begann in Spanien die Produktion von Papier, Italien folgte diesem Beispiel im 13. Jahrhundert.²⁰⁵ 1390 errichtete der Nürnberger Patrizier und Herrscher Ulman Stromer

²⁰⁴ Vgl.: Christine SAUER, Papier. Ware, Informationsträger und Kommunikationsmittel. In: Christine SAUER (Hrsg.), Handwerk im Mittelalter (Darmstadt 2012) S.133-146, hier S.133.

²⁰⁵ Vgl.: BRANDT, Werkzeuge des Historikers, S.69.

(* 06.01.1329 Nürnberg, † 03.04.1407 Nürnberg)²⁰⁶ unter Mithilfe italienischer Facharbeiter die erste Papiermühle auf deutschen Boden.²⁰⁷ Die ersten Produkte der einheimischen Papierfertigung kamen vorerst im literarischen Bereich, für das Verfassen von Briefen und ähnlichen Schriftstücken zum Einsatz.²⁰⁸

Bevor einheimisches Papier zum Einsatz kam, war im Abendland arabisches Papier im Gebrauch. Aus der Kanzlei Friedrich II. existieren noch Mandate auf Papier, jedoch verbot dieser im Jahr 1231 die Nutzung von Papier für Notariatsinstrumente, daher blieb die Verwendung von Papier in den Kanzleien hauptsächlich auf das Verfassen Protokollen, die Anfertigung Konzepten, Erstellung von Registern und dergleichen eingeschränkt.²⁰⁹

Pergament hingegen war noch lange Zeit vorgeschriebener Schriftträger für die Erstellung von Urkunden. Der Rat von Lübeck verweigerte noch im 16. Jahrhundert Urkunden, die auf Papier ausgefertigt wurden, die Anerkennung als Beweismaterial. Die Vorschrift das gewisse Arten von Urkunden, wie zum Beispiel Notariatsinstrumente oder Testamente auf Pergament festzuhalten waren, galt in vielen Ländern bis ins 18. Jahrhundert. Im traditionsbewussten England hob das Unterhaus erst im Jahr 1956 per Beschluss die Vorschrift auf, dass bestimmte Gesetzesveröffentlichungen auf Pergament auszufertigen seien.²¹⁰

Kam eine Stadt wie Nürnberg im 1440 noch mit nur vier Ries, das sind ca. 2000 Bogen aus, stieg der Verbrauch schon im Jahr 1460 auf 17 und im Jahr 1540 auf 55 Ries an. In Handelsunternehmungen und den Kontoren der Kaufleute kam Papier schon weit davor verstärkt zum Einsatz. Das erhalten gebliebene Archiv des Francesco di Marco Datini (†1410) lässt Rückschlüsse auf den Papierverbrauch jener Zeit zu. In diesem befinden sich in etwa 126.000 geschäftliche und private Briefe sowie 574 Rechnungsbücher, 5.000 ausgestellte Wechsel und viele hunderte Verträge zu diversen Geschäften.²¹¹

Zur Papierherstellung sei angeführt, dass der Vorgang der Papierherstellung durch die Jahrhunderte im Großen und Ganzen gleich blieb. Das notwendige Ausgangsmaterial für die Papiergewinnung, nämlich die Lumpen, musste eingangs vorbereitet werden. Die Vorbereitung bestand aus folgenden Arbeitsschritten: Der Sortierung, der Grobreinigung, der Zerkleinerung und dem Waschen. Sodann wurden die vorbehandelten Lumpen unter Beigabe von Kalk, einem Prozess der Anfaulung zugeführt, um danach in einem vermittels Wasserkraft bewegten Stampfgeschirr in zwei Arbeitsschritten komplett zu Fasern verarbeitet

²⁰⁶ Vgl.: SCHMIDT, Frieder, "Stromer, Ulman" in: Neue Deutsche Biographie 25 (2013), S. 576-577 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118933256.html#ndbcontent>.

²⁰⁷ Vgl.: BISCHOFF, Paläographie, S.28.

²⁰⁸ Vgl.: BRANDT, Werkzeuge des Historikers, S.69.

²⁰⁹ Vgl.: BISCHOFF, Paläographie, S.28.

²¹⁰ Vgl.: BRANDT, Werkzeuge des Historikers, S.69f.

²¹¹ Vgl.: SAUER, Papier, S.138.

zu werden. Dieses Wasser- und Fasergemisch, auch Ganzzeug genannt, wurde dann in die Bütte verbracht, aus der unter Zuhilfenahme der Schöpfform die Papierbögen herausgeschöpft wurden. Diese wurden zwischen Filzlagen eingebracht und unter Einsatz von Spindelpressen einer Entwässerung unterzogen. Um komplett trocken zu werden, wurden die Bögen auf dem Trockenbogen auf Pferdehaarseele gehängt. Abhängig von der gewünschten Papiergüte, wurden verschiedene Veredelungstechniken verwendet, wie zum Beispiel das Leimen, die Färbung oder die Glättung.²¹²

Mit Wasserzeichen versehen wurde ein Großteil der früheren Papiere seit dem Übergang zum 14. Jahrhundert. Diese Wasserzeichen waren eine aus Draht geformte Darstellung, welche auf dem Siebnetz befestigt wurde und ihm Papier durchscheinend zur Erscheinung kam. Die Kennzeichnungen wurden oft gewechselt und es hatten die einzelnen Papiermacher ihre eigenen Symbole. So kann durch das Wasserzeichen und das jeweilige Siebmuster die Herstellungszeit fast aller Papiere ziemlich genau datiert werden. Somit ist das Wasserzeichen, der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Papiere ein aussagekräftiger Indikator für die Entstehungszeit von Belegen und ein wichtiger Behelf um Fälschungen erkennen zu können.²¹³

Nachdem nun festgehalten und näher beschrieben wurde, was im Mittelalter zum Schreiben gebraucht wurde, ähnlich den heutigen Schreibutensilien, nämlich Schreibwerkzeug und Beschreibstoff, soll erläutert werden, wie sich die Handschrift neben dem Druck halten können. Ein Pult, Tisch und eventuell eine Sitzgelegenheit für den Schreiber können zudem wesentlich zu einer bequemen Schreibhaltung beitragen und sollen die Liste der Gebrauchsgegenstände eines Schreibers vervollständigen. Diese kurze Auflistung macht deutlich, wie wenig Aufwand für die Tätigkeit des Schreibens notwendig ist. Bei Vorhandensein der genannten Ausrüstung ist es jedem Schreibkundigen möglich, ohne weitere Einleitungen seine Schreibtätigkeit aufzunehmen. Im Hinblick auf den geringen Aufwand hinsichtlich Zeitaufwand und Herstellungskosten ist zu bemerken, dass die Produktion eines einzelnen handgeschriebenen Buches als verhältnismäßig ökonomisch angesehen werden kann. Dem Druck wurde nachgesagt eine rasche und wenig Kostenintensive Produktionsmethode zu sein. Diese Aussage ist aber nur dann als zutreffend einzustufen, wenn sie auf eine ganze Auflage bezogen wird, nicht aber die Herstellung eines Einzelexemplars.²¹⁴

²¹² Vgl.: SAUER, Papier, S.135.

²¹³ Vgl.: BRANDT, Werkzeuge des Historikers, S.69f.

²¹⁴ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.222.

Die Anschaffungskosten eines in höherer Auflage gedruckten Buches waren weit geringer, als die für ein handschriftlich hergestelltes einzelnes Werk. Die Anfertigungszeit eines Buches im Druckverfahren erscheint bei Anwendung der Formel: *Auflage: Anzahl der Gesamtauflage* weit kürzer als der Zeitaufwand für die Herstellung eines Handschriftexemplars. Gemessen an einer Gesamtauflage zeigt sich jedoch eine andere Situation. Es erfordert weniger Zeitaufwand ein Werk mit der Hand abzuschreiben und die dadurch entstandenen zumeist nicht geringen finanziellen Mittel, die dafür eingesetzt werden mussten, schienen bei weitem weniger hoch gewesen zu sein, als diejenigen, die für den Druck eines einzelnen Exemplars zu veranschlagen waren.²¹⁵

3.2.1 Die Ausweitung des Schreibens

Trotz der hohen Konkurrenz durch die Druckwerke war es dem Schreiben möglich auch in der Überlieferung und Verteilung von festgehaltenem Gedankengut seine Bedeutung zu bewahren. Dies war zumeist dann der Fall, wenn die Handschrift wegen zu geringer Auflage, oder bei der Notwendigkeit von Einzelkopien gegenüber dem Druck ratsamer erschien, zum Beispiel bei der Urkundenerstellung oder der Anfertigung von Briefdokumentation.

Die Handschrift behauptete sich auch in jenen Fällen, in denen Bücher für die Leserschaft nicht erschwinglich waren, was oftmals bei Studenten zutraf, die gezwungen waren ihre Fachliteratur händisch zu kopieren. Ebenso waren viele Bürger gehalten Texte volkssprachlicher Verfasser derart an sich zu bringen. Die Handschrift war auch notwendig, wenn das gewünschte Buch noch nicht als Druckausgabe vorlag. Es ist zu bemerken, dass der Buchdruck nur nach und nach in der Lage war die hohe Anzahl an Lesematerial, welche von den Interessenten gefordert wurde, zu produzieren. Auch bei Bibliotheksneugründungen war man auf die Mithilfe von Kopisten angewiesen. So ist von Cosimo de Medici bekannt, dass er für die Etablierung seiner Bibliothek 45 Schreiber beschäftigte, die 22 Monate benötigten um 200 Werke zu kopieren.²¹⁶ Federigo da Montefeltro (1422-1482) übertraf Cosimo an Tatkraft und Finanzmöglichkeiten für die Bibliothek. Auf seinen Auftrag wurden über 1000 Schriftwerke gesammelt und abgeschrieben. Auch die Entwicklung der Vatikanischen Bibliothek unter Papst Nikolaus V. ist in diesem Kontext nennenswert.²¹⁷ Nicht unerwähnt soll hier die ungarische Bibliothek des Königs Matthias Corvinus (1458-1490) bleiben. Sie trug den Namen Bibliotheca Corviniana. Sie wird in Quellen aus der damaligen Zeit einerseits wegen ihres Erscheinungsbildes bewundert, sondern und vor allem aufgrund ihres thematisch

²¹⁵ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.223.

²¹⁶ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.223.

²¹⁷ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.224.

weitungfassenden Inhalts, der sich in den etwa 2000 Bänden befand, die die Bibliothek enthielt. Zu ihrer Zeit galt sie als die zweitgrößte Bibliothek nach der Vaticana.²¹⁸

Der Handschrift kommt aber auch eine große Bedeutung zu, wenn es um die Herstellung aufwendiger Prachtausgaben ging.²¹⁹

Die Handschriftliche Arbeit wurde nicht nur ausgebaut, sie war viel mehr in der Lage gerade in einer Zeit des sich rasch entwickelnden Buchdruckes, der von Publikum wohlwollend aufgenommen wurde, jenen Stellenwert zu erlangen, den sie bis in die heutigen Tage innehat.²²⁰ Für den Menschen des beginnenden 21. Jahrhunderts sind die Begriffe Verwaltung und Schriftlichkeit durchaus gleichzusetzten. Dies beruht auf der Tatsache, dass die Verwaltung in unseren Tagen weitgehend der Schriftform bedarf, was ein Besuch in herkömmlichen Archiven, welche mit umfangreichen Schriftstücken der Verwaltung befüllt sind, augenscheinlich macht.²²¹ Allerdings ist hier anzumerken, dass es eine Entwicklung des ausgehenden 20. Jahrhunderts und beginnenden 21. Jahrhunderts ist, dass immer mehr Archivmaterial in digitalisierter Form aufbewahrt wird.

Durch diese Gleichsetzung der Verwaltung mit der Schriftlichkeit ist dem Menschen in der heutigen Zeit in hohem Maße die Sensibilität bezüglich der Bedeutung und der Macht des gesprochenen Wortes verloren gegangen. Für die Zeitgenossen des Mittelalters jedoch war der mündliche Ausdruck nicht nur von großer Bedeutung, sondern vielmehr ein anerkanntes und probates Mittel und oftmals auch der alleinige Weg, um rechtsverbindliche Klarheit herzustellen. Für den Menschen der heutigen Tage ist nur sehr schwer vorstellbar, dass die Verwaltung nahezu ohne die Schriftform ausgekommen ist. Laut aktuellen Wissenstand ist erst während des 12. und verstärkt ab dem 13. Jahrhundert die Schriftform mehr und mehr in bislang nicht verschriftlichte Bereiche des täglichen Lebens vorgedrungen.²²²

Ohne Frage war es im Hoch- und Spätmittelalter beschwerlich und nur verbunden mit hohen Kosten schriftliche Verwaltungsdokumente zu erstellen. Diese Aussage trifft gerade für die Amtsbücher zu für deren Ausfertigung und fortdauernde Führung umfangreiche, zielgerichtete Überlegungen notwendig waren, denn unter Umständen konnte an derartigen Amtsbüchern über 100 Jahre gearbeitet werden. So gesehen muss ein zweckmäßiger Bedarf bestanden haben, wenn man mit erheblichen Arbeits- und Personalaufwand kontinuierlich ein

²¹⁸ Vgl.: Cs. CSAPODI, 'Bibliothek, VIII. Ungarn', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 2, cols 122-123, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online.

²¹⁹ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.224.

²²⁰ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.229.

²²¹ Vgl.: Joachim WILD, Schriftlichkeit in der Verwaltung am Beispiel der Lehenbücher in Bayern. In: Hagen KELLER, Christel MEIER, Thomas SCHARFF (Hrsg.), Schriftlichkeit und Lebenspraxis im Mittelalter. Erfassen, Bewahren, Verändern (München 1999) S.69-77, hier S.69.

²²² Vgl.: WILD, Schriftlichkeit in der Verwaltung, S.69.

Amtsbuch zur Durchführung der Verwaltungsobliegenheiten angelegt und fortlaufend aktualisiert hat. Aus dieser Betrachtung kann abgeleitet werden, dass aus der Form und dem Inhalt der Amtsbücher verlässlich auf deren Funktion geschlossen werden kann.²²³

In der Wahrnehmung der Zeitgenossen des 15. Jahrhunderts war die Schreibtätigkeit eine handwerkliche Tätigkeit, welche einer soliden Ausbildung und spezieller Kenntnisse bedurfte, die zu jener Zeit nicht jedermann allgemein zugänglich war.

An dieser Stelle ist allerdings auch darauf hinzuweisen, dass Schreiben an sich bis zur Erfindung der Schreibmaschine im 19. Jahrhundert eine rein handwerkliche Arbeit blieb. Es ist jedoch in Betracht zu ziehen, dass manche Schreiber nicht nur Auftragstexte erstellten, sondern auch eigene Gedanken zu Papier brachten. Um ein guter Schreiber zu sein war es notwendig nicht nur eine Schriftart zu kennen, denn je größer die Anzahl der beherrschten Schriftarten war umso größer auch die Wertschätzung seiner Auftraggeber. Es wurde auch erwartet, dass der Schreiber in der Lage war die gewünschten Schriftstücke nach den Regeln der Kunst zu entwerfen und auszuführen. Zu diesem Zwecke bediente er sich der in dieser Zeit üblichen Formularbücher. Die Herstellung von nicht formgebundenen Schriftwerken zählte jedoch nicht zum Dienstleistungsumfang der Schreiber.

Die Einstellung zum Schreiben wandelte sich im 16. Jahrhundert grundlegend. Es entwickelte sich von einer handwerklichen Tätigkeit zu einer Fähigkeit, die von jedermann angenommen wurde, der aktiv im kulturellen Leben mitzuwirken bestrebt war. Dem Schreiben kam nunmehr die Bedeutung einer wichtigen Kulturtechnik zu. Man verlangte von einem gut ausgebildeten Menschen die Kenntnis mehrerer Sprachen und ebenso die Fähigkeit mindestens genauso viele Arten von Schriften zur Anwendung bringen zu können. Was vormals einen guten Berufsschreiber ausmachte zeichnete nunmehr jedes einzelne Mitglied der gebildeten Schichten aus.²²⁴

²²³ Vgl.: WILD, Schriftlichkeit in der Verwaltung, S.70.

²²⁴ Vgl.: LUDWIG, Geschichte des Schreibens, S.230f.

4 Der Einfluss des Schreibmeisters Johann Neudörffers auf das *teutsche* Schriftwesen

Die Stadt Nürnberg trug wesentlich zum Entstehen einer deutschen Schriftbewegung bei. Die Schwabacher Schrift, wie sie damals genannt wurde und ebenfalls aus Nürnberg stammte, war die erste Type im Druck, welche die Versuche der Übergangszeit überdauerte.²²⁵ Diese geht auf das Jahr 1481 zurück, war wie Albert Kapr sie beschreibt „kräftig, keck und eigenwillig“²²⁶ und wurde in zahlreichen Druckwerken der deutschen Sprache verwendet, zumal sie hervorragend mit den Holzschnitten jener Tage harmonierte. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts galt die Schwabacher Schrift als bedeutendste Schriftart des deutschen Sprachraums.²²⁷ Jedoch kam ihr ab dem 17. Jahrhundert schrittweise eine geringere Bedeutung als Auszeichnungsschrift zu. Genauere Überlieferungen über die Frakturschrift²²⁸ liegen aufgrund der Tatsache vor, dass diese als festliche Schriftform für die privaten Drucke des Kaisers Maximilian verwendet wurde.²²⁹ Von Maximilian, dessen geistige Einstellung sehr nationalbewusst war und der mitunter auch der letzte der letzte Ritter des Mittelalters genannt wurde, ist bekannt, dass er die humanistische Minuskel, auch als lateinische Schrift bekannt, in seinen kaiserlichen Drucken nicht verwenden wollte. Ebenso entsprach die zu Anfang des Jahrhunderts im volkstümlichen Kontext vielfach verwendete Schwabacher Schrift nicht den Geschmack des Kaisers, da sie ihm zu plump war und er ihr einen edlen Ausdruck absprach. Es schien daher naheliegend einen neuen Schrifttypus zu kreieren, der sich an der Handschrift orientierte, die in der kaiserlichen Kanzlei verwendet wurde.²³⁰ Der kaiserliche Sekretär Vinzenz Rockner²³¹ ist als wichtiger Berater des Kaisers in Fragen von bibliophilen Bestrebungen anzusehen, der so auch eine gewisse Form der persönlichen Propaganda für den Kaiser betrieb. In seiner frühen Ausbildungszeit war Vinzenz Rockner Mitschüler des späteren Schreibmeisters Johann Neudörffer d. A. und zwar in der privaten Schreib- und Rechenschule des Paulus Vischer in Nürnberg. Dem Umstand, dass Rockner selbst bei einem Schreibmeister in der Lehre war, ist zu verdanken, dass auch er ein sachkundiger Kalligraph wurde.

²²⁵ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.11

²²⁶ Albert KAPR, Fraktur : Form und Geschichte der gebrochenen Schriften (Mainz 1993) S.20.

²²⁷ Vgl.: KAPR, Fraktur, S.20.

²²⁸ Anm.: Da Kapr kein Paläograph ist, sondern zu den Kalligraphen zu zählen ist, ist im Zusammenhang mit der Fraktur ergänzend auf folgendes Werk zu verweisen: Albert DEROLEZ, The palaeography of Gothic manuscript books (Cambridge 2010) Zur Fraktur dort S.71-74 und bes. S.170-171.

²²⁹ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.11.

²³⁰ Vgl.: KAPR, Fraktur, S.24.

²³¹ Anm.: zur Stellung Rockners vgl. Gregor METZIG, Kommunikation und Konfrontation. Diplomatie und Gesandtschaftswesen Kaiser Maximilians I., (=Bibliothek des Historischen Instituts in Rom 130, Berlin /Boston 2016) S. 57.

Sein Wissen um den Wert der Schriftformen war sehr nützlich, um dem Augsburger Schreiber und Buchdrucker Johann Schönsperger im Jahr 1508 einen Auftrag für ein Gebetsbuch, welches dem Kaiser zum persönlichen Gebrauch dienen sollte, zu verschaffen.²³² Die für den Druck des Gebetbuches verwendeten Typen, stehen wie es scheint in Bezug zu einer Frakturschrift, die vom Benediktinermönch Leonhard Wagner (1454-1522)²³³ aus Schwabmünchen bei Augsburg in seiner *Proba centum scripturarum* (1510-1518 [?]) dargestellt wurde. Dieses beachtliche, handschriftliche Werk zeigte 100 unterschiedliche Schriftarten. Wie auch das Gebetbuch ist diese *Proba* dem Kaiser Maximilian I. dediziert. Da es jedoch schwer fällt, diese zwei Werke genau zu datieren, ist der Ausgang der Fraktur ungewiss. Es wurde aber das Gebetbuch von damals prominenten Künstlern wie Cranach, Dürer, Altdorfer, Burgkmair d. Ä. etc. mit prächtigen Randzeichnungen ausgestattet, somit kann darauf geschlossen werden, dass die neuen Schriftzeichen rasch einem dementsprechenden Umfeld geläufig wurden, so auch dem jungen Neudörffer.²³⁴ Es gilt die Annahme, dass die weitere Gestaltung der Fraktur in persönlichen Zusammenhang mit dem Kaiser Maximilian I. und seinen engeren Vertrauten steht. Faktum ist, dass sich Neudörffer nicht nur mit Vinzenz Rockner, dem Hofsekretär des Kaisers, sondern auch mit Albrecht Dürer intensiv geistig austauschte. Dürers Wohnsitz lag in der Nähe von Neudörffers Domizil und er schätzte Neudörffers Schreibtalent besonders, was ihn auch dazu bewog Neudörffer als Mitarbeiter bei seinen eigenen Werken zu beauftragen.²³⁵

Es ist davon auszugehen, dass eine solche Zusammenarbeit zwischen 1512 und 1518 bei der Planung der *Ehrenpforte* für Kaiser Maximilian I. stattfand. Dieses Kunstwerk besteht aus 192 Einzelholzschnitten und ist darüber hinaus mit einer großen Menge an kleinformatigen Schrifttäfelchen versehen. Der Formschneider Hieronymus Andreae († 29.9.1557 Nürnberg)²³⁶ stellte die Holzschnitte für dieses Werk her und bediente sich dabei der Schriftform der Neudörffer'schen Fraktur. Eine Zusammenarbeit zwischen Hieronymus Andreae und Johann Neudörffer wird auch beim *Fundament* vermutet.²³⁷

²³² Vgl.: KAPR, Fraktur, S.25.

²³³ Vgl.: WAGNER, Leonhard, Indexeintrag: Deutsche Biographie, <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118770721.html> [20.04.2017].

²³⁴ Vgl.: OLIVER LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä. In: OLIVER LINKE, CHRISTINE SAUER (Hrsg.), Zierlich schreiben. Der Schreibmeister Johann Neudörffer d. Ä. und seine Nachfolger in Nürnberg (München 2007) S.6-117, hier S.34.

²³⁵ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.35.

²³⁶ Vgl.: BRAUN-RONSDORF, Margarete, "Andreae, Hieronymus" in: Neue Deutsche Biographie 1 (1953), S.282 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd130531324.html#ndbcontent>.

²³⁷ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.35.

Schon 1517 erfolgte vom Kaiser der Auftrag²³⁸ für den *Theuerdank*. Dieser war ein allegorisches Heldengedicht, welches sich mit der abenteuerlichen Brautfahrt des Maximilian nach Burgund auseinandersetzte. Die dabei eingesetzte Fraktur ist nicht sosehr festlich, stärker abgerundet und enthält kalligraphische Schwünge, die vom Drucker in die Ränder ragend angefügt werden mussten. Ausgeführt wurde der Druck wiederum durch Schönsperger, allerdings nicht wie zuvor in Augsburg, mittlerweile wurde in Nürnberg gedruckt.²³⁹

Sowie die 192 Holztafeln der *Ehrenpforte* wurden auch die Typen des *Theuerdank* durch den Formschneider Hieronymus Andreae gefertigt. Diese neuartige Neudörffer-Andreae-Fraktur ist als Gipfelpunkt der bis dahin erfolgten Entfaltung der Fraktur anzusehen.²⁴⁰

Johann Neudörffer, der als anerkannter Schreib- und Rechenmeister natürlich auch als Experte für Schriften anzusehen ist, berichtete in seinen Nachrichten von Künstlern und Werkleuten in Nürnberg im Jahr 1547 in einem Abschnitt der Hieronymus Andreae thematisierte, folgendes:

„Ich Hanns Neudörffer macht ihm (nämlich dem Hieronymus) eine Prob von Fracturschriften, die schnitt er in Holz, und darnach in stählerne Punzen, und verändert dieselbige Schrift in mancherlei Größ, und wiewol Kaiserl. Majestät vorher durch den Schönsperger auch ein Fraktur und den Theuerdank damit drucken lassen, welche Prob Herr Vincenz Rockner, Kaiserl. Majestät Hof Secretari, machet, das ich auch gesehen, und der Kaiser mit eigner Hand darunter die Wort: *Te Deum Laudamus* schrieb, achte ich doch, diese seine (des Hieronymus) Schrift, soll auch noch heutiges Tags wol daneben stehen.“²⁴¹

Dass Hieronymus Andreae auch ein Buchdrucker war, geht lässt sich aus folgender Quelle schließen: Johann Neudörffer erwähnt dies in seinen Nachrichten mit den Worten: „er hätt ein eigne Druckerei.“²⁴² So war die Frakturtype konkret auch in zwei Druckwerken aus der

²³⁸ Anm.: Zu den Auftragswerken von Kaiser Maximilian I. siehe auch: Eva MICHEL, Maria Luise STERNATH (Hrsg.) Kaiser Maximilian I. und die Kunst der Dürerzeit : [anlässlich der Ausstellung Kaiser Maximilian I. und die Kunst der Dürerzeit in der Albertina, Wien, 14. September 2012 bis 6. Januar 2013] (Wien, München, London, New York 2012).

²³⁹ Vgl.: KAPR, Fraktur, S.32.

²⁴⁰ Vgl.: KAPR, Fraktur, S.34f.

²⁴¹ G. W. R. LOCHNER, Johann Neudörffers Nachrichten von Künstlern und Werkleuten in Nürnberg=Quellenschriften zur Kunstgeschichte X. Wien 1875. S.156. Zit. nach.: Rudolf KAUTZSCH, Die Entstehung der Frakturschrift (Mainz 1922) S.14.

²⁴² Johann Neudörffers Nachrichten etc. in den Quellenschriften zur Kunstgeschichte X, S.156. Zit. nach.: KAUTZSCH, Frakturschrift, S.19.

Werkstatt von Hieronymus Andreae, die keinen direkten Bezug zu Dürer hatten, nachweislich.²⁴³

Der Umstand für den beachtlichen Erfolg der Fraktur und letztendlich deren Einsatz als hauptsächliche Gebrauchsschrift ist auf ihre klare Darstellungsform zurückzuführen. In ihren Großbuchstaben nahm sie spätere barocke Traditionen vorweg, oder anders ausgedrückt muten diese dem Betrachter der heutigen Tage barock an. Ihre Kleinbuchstaben jedoch drücken das spätgotische Erbe aus. In der als Elefantenrüssel bekannten Art kam die Fraktur der Schreibgewohnheit der kaiserlichen Kanzlei nach und entsprach somit den internationalen Ansprüchen, indem die in dieser Kanzlei angewendete charakteristische Schwellform der Großbuchstaben verwendet wurde.²⁴⁴ Die Fraktur war leichter optisch erfassbar, als die vor ihrer Zeit gebräuchlichen Schriftformen, dies beruhte auf der Tatsache, dass die Versalien ohne nicht notwendige Zierstriche auskamen und der kompakte Schriftverlauf der Kleinbuchstaben eine leichtere Silben- und Wortbildung ermöglichte. So wurden a, o sowie verwandte Buchstaben durch einen geraden und einen geschwungenen Abstrich dargestellt, Oberlängen wurden geschnäbelt. Die Großbuchstaben waren mit dem bereits beschriebenen Elefantenrüssel ausgestattet, welche von Neudörffer als gewundene Quadrangel beschrieben wurden. Somit wurde die Neudörffer- Andreae- Fraktur zum klassischen Schriftbild und der urtypischen Schriftform, die die deutsche Renaissance prägte.²⁴⁵ Bewusst wurde hier explizit auf die deutsche Renaissance verwiesen, denn man unterscheidet die deutschsprachige und die gelehrte lateinische Humanismus-Renaissance, bei den verschiedenen Varianten scheiden sich nämlich die Schriften, daher ist in diesem Zusammenhang auch die Entwicklung im deutschsprachigen Raum von besonderer Bedeutung. Soweit Kapr und Doede; sieht man die Schriften aber stärker aus dem paläographischen, weniger dem kalligraphischen Blickwinkel, so ist natürlich die logische Entwicklung der Fraktur aus der Textualis geradlinig nachzuvollziehen. Auch die Frage der Versalien ist natürlich, wie ja auch Neudörffer deutlich belegt, jeweils davon abhängig, wofür die Versalien verwendet werden; ob diese entsprechend dem Verwendungszweck mit mehr oder weniger Binnenlinien und Zierstrichen ausgestattet werden.

Ab jener Zeit kam es zur Trennung der Darstellungsformen der Handschrift und der Drucktypen. Der direkten Verbindung zwischen Handschrift und Druck waren klare Grenzen gesetzt, diese waren von wirtschaftlicher als auch technischer Natur. War der Buchdruck ein umfangreicher technischer Vorgang, der mit dem Entwurf über dem Stempelschnitt und

²⁴³ Vgl.: KAUTZSCH, Frakturschrift, S.20.

²⁴⁴ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.12.

²⁴⁵ Vgl.: KAPR, Fraktur, S.36.

Typenguss zum eigentlich Druck und somit zum Endprodukt führte, ein an klare Abläufe gebundenes System, so unterlag die Handschrift stets wechselnden Beeinflussungen und konnte eher flexiblen Anforderungen nachkommen. Es lag jedoch im Interesse der Geschäftstreibenden eine leicht leserliche Schriftform zu verwenden und dies hatte zur Folge, dass sich der Formenkanon der Fraktur jahrhundertlang nicht wesentlich änderte.²⁴⁶

Auch wenn Neudörffers Beitrag an der Entwicklung der Fraktur besonders hervorzuheben ist, darf die Tatsache nicht vergessen werden, dass seine fundamentale Berufung als Schreib und Rechenmeister, auf seinem kunstpädagogischen Tun fußt. Die Festlegung der Drucktype wurde auch von anderen Zeitgenossen Neudörffers beeinflusst, jedoch ist sein Einwirken auf die Standardisierung der deutschen Gebrauchs-, Kanzlei-, und Zierschriften, durch seine mehr als vierzigjährige Lehrtätigkeit, in welcher er Schüler aus dem ganzen deutschen Sprachraum unterrichtete, bei welchen er eine hohe Wertschätzung erreichte sowie durch das Verfassen beispielgebender Lehrbücher, unbestritten.²⁴⁷

4.1 Zur Person Johann Neudörffers

Johann Neudörffer der Ältere ist ein beispielgebender Vertreter des Standes der Schreib und Rechenmeister des 16. Jahrhunderts. An seinem Beispiel zeigt sich deutlich, die Entfaltung und Prägung des Berufsbildes der Schreib- und Rechenmeister dieser Zeit. Sein Wirken macht aber auch die Verbesserungen und den weiteren Werdegang des deutschen Unterrichtswesens in deutlicher Form transparent. Der Wirkungsgrad des Johann Neudörffer erstreckte sich weit über seine Heimatstadt Nürnberg hinaus.²⁴⁸ Neudörffer selbst befand sich am Anfang seiner Tätigkeit in einer Tendenz, welche die Aufgaben des Schulmeisters zu einem selbstständigen und standesbewussten Berufszweig führte und nunmehr eine teutsche Schule in Nürnberg gleich einem gewerblichen Betrieb geleitet werden konnte. Bereits Ende des 15. Jahrhunderts setzte diese schulische Entwicklung ein, um sich im 16. Jahrhundert zunehmend zu intensivieren. Waren auch die Neudörffers maßgeblich an diesem Prozess beteiligt in dem sie mehr als hundert Jahre lang eine Schreib- und Rechenschule in Nürnberg leiteten.²⁴⁹

Neben der in der Tradition des Handwerks verwurzelten Fähigkeit eine einfach umzusetzende und trotzdem kunstgemäße Schrift zu lehren, setzte Johann Neudörffer der Ältere in der Vermittlung der Kalligraphie in Nürnberg von Anfang an bedeutende Maßstäbe. Er bemühte sich um die Ausarbeitung der deutschen Handschrift, welche sich im deutschsprachigen Raum

²⁴⁶ Vgl.: Doede, Schön schreiben, S.12.

²⁴⁷ Vgl.: Doede, Schön schreiben, S.16.

²⁴⁸ Vgl.: Linke, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.17.

²⁴⁹ Vgl.: Linke, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.14.

für Jahrhunderte etablierte und den Anspruch hatte nicht nur schön, sondern auch zierlich und kunstvoll zu sein. Diese Verdienste brachten Neudörffer bis in unsere Tage den Ruf ein, einer der bedeutendsten Repräsentanten der deutschen Schreib- und Rechenmeister zu sein. Seine Fähigkeiten wurden weit über die Grenzen der Stadt Nürnberg hinweg hoch geschätzt.²⁵⁰

1497 wurde Johann Neudörffer in Nürnberg geboren. Sein Vater war Kürschner und hatte auf seinen ausgedehnten Geschäftsreisen durchaus beachtliche Kenntnisse der damaligen Welt erworben. Neudörffer selbst gibt an, dass er das Lesen und Schreiben bei dem Schreib- und Rechenmeister Caspar Schmidt erlernte. Dieser war der Schwiegervater von einem der Söhne des hochgeachteten Bildschnitzers Veit Stoß, von welchen er zu seinem Testamentsvollstrecker bestellt wurde. Ebenso zu den Ausbildnern des Johann Neudörffer gehörte der Kanzlist Paulus Vischer, der als berühmter Handschreiber bekannt war, von dem berichtet wurde, dass er „on unterlass biss auff zwei tag vor sein tode“²⁵¹ geschrieben hatte. Seine arithmetischen Kenntnisse erwarb Neudörffer bei Erhart Etzlaub, der den Beruf eines Kompassmachers und Arztes ausübte. Mit noch nicht einmal zwanzig Jahren fertigte Neudörffer einen Entwurf einer Frakturschrift, auf die bereits eingegangen wurde, für den als geschicktesten und obersten Formschneider der kaiserlichen Aufträge bekannten, Hieronymus Andreae. Dieser schnitt Neudörffers Entwurf in stählerne Punzen unterschiedlicher Größe. Auch seine eigene Schreibschule²⁵² hatte der vielfach begabte zu dieser Zeit bereits eingerichtet.²⁵³

1519, mit zweiundzwanzig Jahren lässt der gefragte Lehrer das erste Schreibmeisterbuch nördlich der Alpen im Verfahren des Holzschnitts produzieren, zuvor gab es Bücher dieser Art nur in Italien. Es war dies das bereits erwähnte Buch mit dem Titel *Fundament*. Es beinhaltete sowohl Vorlagen in deutscher wie auch lateinischer Sprache und war „seinen schülern zu einer unterweysung gemacht“²⁵⁴. Neudörffer war somit der Begründer einer langjährigen Tradition von Schreiblehrern, denen über die kommenden Jahrhunderte hinweg die Heranbildung des jugendlichen Verstandes und auch des Formgefühls der Schüler anvertraut wurde. Methodik und Muster des Johann Neudörffer waren noch im fortgeschrittenen 18. Jahrhundert beispielgebend und anerkannt.

²⁵⁰ Vgl.: ENDRES, Rudolf, "Neudörffer, Johann" in: Neue Deutsche Biographie 19 (1999), S. 106 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118844105.html#ndbcontent>.

²⁵¹ Zit. nach: DOEDE, Schön schreiben, S.16.

²⁵² Anm.: Schreibschule: „schule in der schreiben gelehrt wird: ludus scripturarius ein schribeschuel [...]; schreibschul, schola in qua scribere discunt pueri [...]. auch titel eines buches, das vorlagen für schönschreiben enthält.“ (zit. nach: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm GRIMM. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version, Zugriff: 30.03.2017.)

²⁵³ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.16.

²⁵⁴ DOEDE, Schön Schreiben, S.16.

Nur eine geringe Anzahl von Ausgaben, des noch nicht sehr umfangreichen, frühen Schreiblehrbuches, ist bis in die heutige Zeit existent.²⁵⁵ Da die Schreiblehrbücher zu einer intensiven Nutzung bestimmt waren, ist anzunehmen, dass die meisten davon tatsächlich durch Verschleiß verloren gingen.²⁵⁶

Wie bereits dargestellt, brachte Neudörffer viele weitere Schreibmuster- und Schriftlehrbücher heraus. Zum besseren Überblick sollen hier seine bekanntesten Titel nochmalige Erwähnung finden *„Eine gute Ordnung vnd kurtze vnterricht der furnemsten grunde aus denen die jungen Zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst vnd behendigkeyt vnd geubt mögen werden“* aus dem Jahr 1538, *„Die Anweysung vnnd eygentlicher bericht, wie man eynen Kil zum schreiben erwölen, bereiten, teylen, schneiden vnnd temperieren sol“* von 1544 und das 1549 erschienene *„Gesprechbüchlein zweyer schuler, wie einer den andern Im zierlichen schreyben vntherweyst“*.²⁵⁷

Bemerkenswert ist auch, dass sich Neudörffer abgesehen von einer Ausnahme, nämlich dem *Gesprechbüchlein* von 1549, bei seinen Druckwerken keiner Verleger bediente. Vielmehr ist anzunehmen, dass diese nach den Anforderungen des schulinternen Betriebs in geringen Stückzahlen und nur nach und nach hergestellt wurden. Ein Indiz dafür ist auch die Tatsache, dass der Inhalt in wechselnden Zusammenstellungen herausgebracht wurde. Dies wird in den noch erhaltenen Exemplaren anhand unterschiedlicher Initialen und mancher Großbuchstaben des Textes, welche damals noch per Hand eingesetzt werden mussten. Dies bedeutet auch, dass jedes Exemplar der frühen Auflagen des *Fundament* ein Unikat war.²⁵⁸

Durch seinen Freund Georg Römer ermunternd brachte Neudörffer neben seinen Lehrbüchern im Jahre 1547 einen handschriftlichen Überblick über das Künstler- und Kunst-Handwerk der Stadt Nürnberg zu seiner Zeit heraus. Bei den *„Nachrichten von Nürnberger Künstlern und Werkleuten“* handelte es sich um die erste deutsche Kunstgeschichte.

Eine Vielzahl von herausragenden Schülern wurde durch das jahrzehntelange Schaffen des Johann Neudörffer in Nürnberg beeinflusst. So auch die Kinder seiner eigenen Familie und deren direkte Nachkommen und auch viele der nachmaligen Rats- und Kanzleischreiber.

Die Veröffentlichungen des Johann Neudörffer sind als pädagogisch wertvolle Druckwerke für den Unterrichtsgebrauch auch Ideengeber und Motivatoren für andere Schreibmeister selbst Unterlagen, entweder in händischer, kunstvoller Schönschrift herzustellen oder auch in Druck zu geben. Schon nach kurzer Zeit trennen sich hier aber die Prioritäten und zwar in

²⁵⁵ Vgl.: DOEDE, Schön Schreiben, S.16.

²⁵⁶ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.17.

²⁵⁷ Vgl.: ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters, S.118.

²⁵⁸ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.17.

Richtung der ausbildungstechnisch orientierten Hersteller von Schulbüchern beziehungsweise in Richtung der, der kunstvollen Gestaltung zugeneigten Vorlagenersteller.²⁵⁹

4.1.1 Die gesellschaftliche Stellung Neudörffers

Schon aus 1519 sind Dokumente²⁶⁰ bekannt die besagen, dass das sogenannte Fünfergericht dem Johann Neudörffer eine Strafe erlassen wurde, welche wegen einem Vergehen gegen die Kleiderordnung ausgesprochen worden war. Dies ist ein Hinweis darauf, dass Neudörffer eine gute Verbindung zu den städtischen Beamten hatte. Positive Erwähnung findet auch die gute Behandlung seiner Schüler durch den Schreib- und Rechenmeister Neudörffer. Dieser gute Umgang mit den Auszubildenden war in der Zeit Neudörffers in der Lehrerschaft als nicht alltäglich anzusehen. Durch Gulden wird überliefert: „er war benebenst eines erbaren Lebenswandels und hielte bei den Seinigen gute Disciplin unter welche ihm viel vornehmer Leut Kinder, ja Grafen und Edelleut untergeben und anvertraut worden sind“²⁶¹ Auch Ratserlässe, wie zum Beispiel 1555, berichten über den sorgsamen Umgang des Schulmeisters mit den ihm anvertrauten und untergebenen Schülern. Es wird auch dargestellt, dass der Rat dem Johann Neudörffer behilflich war mehrere böse Buben zu ergreifen und zu bestrafen, als diese die Schüler die in seiner Kost standen und auch andere Schüler aus bürgerlichen Kreisen verspottet und mit Steinen beworfen haben.²⁶² Um die Ehre und das tugendhafte Verhalten des Schulmeisters über jeden Verdacht zu stellen, wird auch die ihm zugeschriebene Devise, von der berichtet wird, dass diese über dem Eingang seines Hauses angebracht war, zitiert „qui neminem laedit, timebit neminem“.²⁶³ Sinngemäß übersetzt bedeutet dies: Wer niemandem schadet, wird niemanden zu fürchten haben.

Neudörffer kommunizierte intensiv mit den angesehensten Herren Nürnbergs. Der Ratsherr und Bürgermeister von Nürnberg sowie Funktionär im diplomatischen Dienst Caspar Nützel²⁶⁴ (1471-1529), der Humanist und Jurist Christoph Scheurl²⁶⁵ (1481-1542), Hieronymus Baumgartner d. A. (1498-1565), dem 1533 als erstem Kirchenpfleger die Führung des kompletten Kirchen- und Schulwesens übertragen wurde und der sich zusammen mit Lazarus Spengler maßgeblich für die Gründung der *oberen Schule*, des nachmaligen

²⁵⁹ Vgl.: ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters, S.18.

²⁶⁰ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.15.

²⁶¹ Zit nach.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.15.

²⁶² Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.15.

²⁶³ Johann Gabriel DOPPELMAYR, Historische Nachricht (Nürnberg 1730) S.202.

²⁶⁴ Vgl.: MUMMENHOFF, Ernst, "Nützel, Kaspar von" in: Allgemeine Deutsche Biographie 24 (1887), S. 66-70 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd117070904.html#adbcontent>.

²⁶⁵ Vgl.: STUMPF, Christoph A., "Scheurl, Christoph" in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 715-716 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118754815.html#ndbcontent>.

Melanchthongymnasium (1526) einsetzte²⁶⁶, ebenso wie der berühmte Nachbar Neudörffers, der niemand geringerer war als Albrecht Dürer²⁶⁷ (1471-1528), sind nur eine kleine Auswahl der hochgeschätzten Charaktere mit denen Neudörffer im Gedankenaustausch stand.²⁶⁸

Ein bemerkenswerter Auftrag erging im Jahr 1526 von Albrecht Dürer an Neudörffer. Dieser wünschte, dass Neudörffer den Text unter die von Dürer geschaffenen Aposteltafeln schrieb.²⁶⁹

Um die gesellschaftliche Stellung zu verdeutlichen, die der Schreib und Rechenmeister in Nürnberg innehatte, soll hier noch auf Schüler aus angesehenen Familien verwiesen werden, die bei ihm den Schreibunterricht besuchten. So ist bekannt, dass drei Söhne von Christoph II. Kreß (1515-1560)²⁷⁰, einen Ratsherrn aus Nürnberg, und zwar Christoph III., Hieronymus und Karl Kreß, die *teutsche* Schreib- und Rechenschule des Johann Neudörffer besuchten²⁷¹.

Auch Johann Neudörffer der Jüngere konnte den Ruf der Familie, den sein Vater Johann Neudörffer der Ältere erworben hatte, erfolgreich beibehalten. So besuchte der, aus einer wohlhabenden Familie stammende, spätere Ratsherr Paulus II. Behaim (1557-1621) über 18 Wochen lang zwei Stunden täglich den Unterricht von Johann Neudörffer dem Jüngeren. Auch seine drei Brüder Christoph, Friedrich III. und Georg Behaim nahmen in Kindestagen am Unterricht des Johann Neudörffer dem Jüngeren teil.²⁷²

Über die zunehmende Geltung des Schreibmeisters als Nürnberger Bürger wird 1531 zum ersten Mal berichtet und zwar anlässlich seiner Wahl zum Genannten in den Größeren Rat der Stadt. Diese Funktion wird Neudörffer bis zu seinem Ableben bekleiden. Auch seine beiden Enkel Anton (ab 1598) und Johann (ab 1599) gehörten diesem Gremium an. Den Nürnberger Ratserlassen vom September 1535 ist auch zu entnehmen, dass dem Herzog Heinrich von Sachsen, der den Beinamen *der Fromme* trug, ein Empfang in Neudörffers Haus gegeben wurde. Erstmals erhält der angesehene Bürger im Jahre 1543 ein Wappen durch König Ferdinand, welcher ab 1556 den Titel Kaiser Ferdinand I tragen wird, zugesprochen. Dieses Wappen wird 1555 durch Kaiser Karl IV. amplifiziert.

²⁶⁶ Vgl.: PUCHNER, Otto, "Baumgartner, Hieronymus" in: Neue Deutsche Biographie 1 (1953), S. 664 f. [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116067128.html#ndbcontent>.

²⁶⁷ Vgl.: HERBERT JAUMANN, Handbuch Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit. Band 1: Bio-bibliographisches Repertorium (Berlin 2004) S.235f.

²⁶⁸ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.16.

²⁶⁹ Vgl.: ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters, S.118.

²⁷⁰ Vgl.: KRESS von Kressenstein, Christoph, Indexeintrag: Deutsche Biographie, <https://www.deutsche-biographie.de/gnd1019739037.html> [21.04.2017].

²⁷¹ Vgl.: ROBERT PETER EBERT, Verbstellungswandel bei Jugendlichen, Frauen und Männern im 16. Jahrhundert. In: Helmut HENNE, Horst SITTA, Herbert Ernst WIEGAND (Hrsg.), Reihe Germanistische Linguistik 190 (Tübingen 1998) S.45, 47, 49.

²⁷² Vgl.: EBERT, Verbstellungswandel, S.54, 58, 60, 62f.

Es wurde ihm nunmehr nebst verschiedenen bestimmten Privilegien die Würde eines Hofpfalzgrafen verliehen. Irrtümlich wurde angenommen, dass diese Zuerkennung mit dem Adelstitel *Neudörffer von Neudegg* einherging. In den rittermäßigen Adelsstand wird im Jahre 1607 erst das Kindeskind Anton des Hofpfalzgrafen aufgenommen und durfte den Titel *Neudörffer von Neudegg* als Namenszusatz führen. Im Jahre 1620 wird Anton gemeinsam mit Johann, seinem Bruder, in den Reichsadelstand erhoben. Dies bedeutet eine neuerliche Besserung des Wappens und auch die Übernahme der Würde eines Hofpfalzgrafen.²⁷³

Schon Doppelmayr verweist auf die wichtige gesellschaftliche Position weit über das Umfeld der Reichsstadt Nürnberg hinweg, die Neudörffer innehatte. Er tut dies zum Beispiel mit folgenden Bemerkungen „... ein so gutes Ansehen, daß zwey grose Kayser, nemlich Carolus V. und Ferdinandus I. auch gar viele Gnade vor ihn hatten, ...“²⁷⁴. Die Qualifikationen des gebildeten Schreib- und Rechenmeisters wurden allseits hoch geschätzt und brachten ihm die Möglichkeit seine imponierenden gesellschaftlichen Beziehungen wirkungsvoll und ertragreich auszuleben. Es

ist urkundlich nachweisbar, dass sich der Rat in manchen wichtigen Fällen der Dienste Johann Neudörffer als Übersetzer von Auslandskorrespondenzen oder als Mittelsmann Nürnbergs im Umgang mit Verhandlungsteilnehmern aus dem Ausland bediente.

Zu den Aufgaben des Rechenmeisters der Stadt Nürnberg gehörte es auch, als vom Rat bestellter Prüfer, das Rechnungswesen der Fränkischen Stände nach Beendigung des zweiten Markgräflerkrieges zu kontrollieren. Von Johannes Petreius wurde Neudörffer beauftragt die von ihm zum ersten Male ins Deutsche übersetzten Bücher des Vitruvius Pollio, übersetzt von Gualterus Rivius, über die Baukunst zu redigieren um diese im Jahre 1548 herausbringen zu können²⁷⁵: *Vitruvius Teutsch nembliuchen des allern namhafftigsten und hocherfarnesten römischen architecti und kunstereichen werck oder bawmeisters, Marci Vitruvij Pollionis zehen bucher von der architectur und künstleichen bawen* (1548). Neudörffer wurde aber offenbar nicht als Mitarbeiter genannt; jedenfalls in der von Rivius herausgegeben und durch Petreius gedruckten Vitruv-Ausgabe wird er nicht erwähnt.²⁷⁶ Neudörffer war auch an



Abb. 9: Die Neudörffer'schen Wappen von 1543, 1555 und 1607

²⁷³ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.16.

²⁷⁴ DOPPELMAYR, Historische Nachricht (Nürnberg 1730) S.202.

²⁷⁵ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.17.

²⁷⁶ VITRUVIUS; RYFF, Walther Hermann [Übers.], Vitruvius Teutsch: Nemlichen des aller namhafftigsten vn[d] hocherfarnesten, Römischen Architecti, und Kunstreichen Werck oder Bawmeisters, Marci Vitruuij Pollionis, Zehen Bücher von der Architectur vnd künstlichem Bawend. Ein Schlüssel vnd einleytung aller

anderen Veröffentlichungen beteiligt. Dieser Umstand macht klar dass der universell gebildete Schreibmeister von seinen Zeitgenossen gerne als Experte bei ihren Veröffentlichungen hinzugezogen wurde. Das erfolgreiche Schaffen des Schreib- und Rechenmeisters brachte jedoch auch mit sich, dass ihm im Laufe der Jahre sein Umfeld teilweise auch mit Neid gegenüber trat. Um das Jahr 1550 begannen manche Vertreter seiner Branche gegen ihren Kollegen, welcher nunmehr am Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn stand, zu rebellieren. Sie bezeichneten seine Tätigkeit als „Unkenntnis und Schwindelkunst“²⁷⁷. Der junge Schreib- und Rechenmeister Nikolaus Werner brachte zusammen mit Hans Petz und Jeronimus Rosa mehrfach am sonntäglichen Markt Plakate an, deren Inhalt sich gegen den etablierten Neudörffer und seine Parteigänger richtete und diese verunglimpfen sollten. Gleichzeitig versuchte sich Werner als alleinig kompetenter Schreib- und Rechenmeister darzustellen. Diese Vorgehensweise des Jüngeren blieb auch dem Rat nicht verborgen und führte dazu, dass Werner einen schweren Verweis vom Rat erhielt und auch mit einer Turmstrafe von acht Tagen belegt wurde. Auch nach der Bestrafung Werners lassen sich noch Hinweise auf kleine Angriffe ähnlicher Natur in den Ratsverlässen von Nürnberg finden, wie zum Beispiel eine Auseinandersetzung mit Wolf Schmidt im Jahr 1551.²⁷⁸ Sämtliche Anfeindungen gegen die Person Neudörffers waren jedoch weder geeignet sein im Laufe der Jahre entstandenes gutes Ansehen zu beeinträchtigen, noch die Zahl seiner Anhänger zu verringern.²⁷⁹

4.1.2 Der Schreib- und Rechenmeister im späten Mittelalter

Die Hochblüte ihrer gesellschaftlichen Achtung erlebten die Nürnberger Schreib und Rechenmeister im 16. Und 17. Jahrhundert.²⁸⁰

Eine Vielzahl von Schreib- und Rechenmeister kamen aus dem Stand der Handwerker, diesem wurden sie auch zugerechnet. Wie schon dargestellt auch der Vater des berühmten Schreibkünstlers Johann Neudörffer, welcher ein begüterter Kürschner war. Ein weiteres Beispiel ist der Vater des Rechenmeisters Peter Probst, der das Handwerk des Beutlers ausübte. Nicht wenige Schreib- und Rechenmeister waren in ihren jungen Jahren als

Mathematische[n] (Nürnberg 1548) [VD16 V 1765]. Online unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/vitruvius1548> (12.03.2017, 17:41).

²⁷⁷ LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.17.

²⁷⁸ Vgl.: Adolf JAEGER, Stellung und Tätigkeit der Schreib- und Rechenmeister (Modisten) in Nürnberg im ausgehenden Mittelalter und zur Zeit der Renaissance (Dissertation. Erlangen 1925) S.53, 116f, 149, 284, 310.

²⁷⁹ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.17.

²⁸⁰ Vgl.: Christine SAUER, Die Nürnberger Rechenmeister als Mathematiker und Liebhaber der Mathematik. In: Franz FUCHS (Hrsg.), Mathematik und Naturwissenschaften in der Zeit von Philipp Melanchthon (Wiesbaden 2012) S.99-119, hier S.99.

Handwerker tätig, beziehungsweise in einem Kaufmannskontor beschäftigt, um danach zur Sicherung ihres Alterseinkommens eine Schule zu gründen.²⁸¹

Die genannten Umstände erklären, die Tatsache, dass die Schreibmeister im Mittelalter im gesellschaftlichen Ansehen von ihren Zeitgenossen mit gewöhnlichen Handwerkern gleichgestellt wurden.

Neudörffer signierte seine Schriftstücke zumeist mit der Beifügung *Rechenmaister* beziehungsweise auch nur mit einem *R.*, welches für Rechenmeister stand.²⁸²

Die Tatsache, dass sich Neudörffer zu Deutsch als Rechenmeister, aber auch in Lateinisch als *Arithmeticus* bezeichnete, ist ein Hinweis darauf, dass der Tätigkeit des Rechenmeisters gegenüber dem Schreibmeister eine höhere Wertigkeit beigemessen wurde.²⁸³

Der Nürnberger war zu seiner Zeit auch ein maßgeblicher Lehrmeister im Fach Mathematik. Schon in seinem ersten gedruckten Lehrbuch, welches sich der Kunst des Rechnens widmete nennt er sich *Rechenmaister und Modist*. Das genannte Buch trug den Titel *Fundament*. Laut Doppelmayr waren „Modisten... zu den vorigen Zeiten diejenige benennet, welche sich, um die Handschriften zu verbessern und solche zierlicher darzugeben, bemühet.“²⁸⁴ Im Jahre 1531 brachte Fabian Frangk in Wittenberg sein Werk *Orthographia* heraus. In diesem stellt er die Modisten als *Stuelschreiber*, hochdeutsch *Stuhlschreiber* dar, welche auch *Kathedralschreiber* oder *Cathedrales* genannt wurden und öffentliche Lohnschreiber waren. Ihre Aufgabe war neben der Schreibtätigkeit wahrscheinlich auch die Wahrnehmung der Tätigkeiten eines Notars. Der heute oftmals verwendete Titel *Schreibmeister* gibt das Berufsbild desselben zumeist nur sehr unklar wieder, weist jedoch auf die meisterhafte Lehrtätigkeit mit großer Verantwortung für die Heranbildung der kommenden Generationen hin. Da es die Aufgabe der Schreibmeister war ihren Schülern grundlegende Kenntnisse im Lesen und Schreiben beizubringen, ist verständlich, dass die Tätigkeit der privaten Schreibmeister mehr und mehr mit der der Schulmeister vergleichbar wurde.²⁸⁵

Wenn es auch auf den ersten Blick nicht so aussieht, war gerade die Erfindung des Buchdrucks dafür verantwortlich, dass der Ruf nach einer Kultur des Schreibens immer lauter wurde. Dies ist darauf zurückzuführen, dass aufgrund der standardisierten Druckformen nunmehr eine große Nachfrage nach persönlichen, in Schönschrift verfassten, Schriftstücken entstand. Das Schönschreiben wurde somit zu einem nicht unwichtigen Bestandteil der Alltagskunst.

²⁸¹ Vgl.: ENDRES, Ausbildung und gesellschaftliche Stellung der Schreib- und Rechenmeister, S.151.

²⁸² Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.24.

²⁸³ Vgl.: SAUER, Die Nürnberger Rechenmeister, S.101.

²⁸⁴ DOPPELMAYR, Historische Nachricht, S.201.

²⁸⁵ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.24.

Der Beruf des Schreibers per se entwickelte nunmehr ganz eigene Spezialisierungsformen. Es oblag dem Kanzleischreiber Dokumente und Akten anzufertigen. Der Kalligraf war verantwortlich für die Herstellung von Urkunden, Adelsbriefen und kunstvoll ausgestatteten Schriftstücken. Dem Lehrer jedoch kam die Aufgabe zu, seine Schüler im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Dieser Umstand begünstigte Entstehen und Entwicklung der neuen Form der, wie oben angeführten, privat geführten *teutschen* Schulen. Diese wurden von Schulmeistern in der Form freier Unternehmungen geführt und bedurften, wie alle anderen Schulformen auch, der Zustimmung des Rates. Das Personal dieser Schulform stammte hauptsächlich aus dem Gewerbe der städtischen Schreiber und war somit im Anfertigen von schriftlichen Erzeugnissen für Lese- beziehungsweise Schreibunkundige, der Urkundenerstellung, der Rechnungslegung und ähnlichen Schreibertätigkeiten für öffentliche Gelegenheiten geübt. Die Schreibausbildung wurde nach der traditionellen mittelalterlichen Schreiblehre, dem *modus scribendi* erteilt. Außer der Unterweisung im Lesen und Schreiben gehörte auch die Vermittlung von Allgemeinbildung auf dem Stand der damaligen Zeit zu den Lehrinhalten. Wie bereits erwähnt agierten die Lehrer dieser Zeit als selbstständige Unternehmer und boten ihre Dienste nicht nur stationär, sondern auch als Wanderlehrer an. Dies bedeutete, dass es auch zu ihren Aufgaben gehörte sich selbst stets um neue Klienten zu bemühen. Bereits im 15. Jahrhundert entstanden erste Schreibmusterblätter als Sammlungen basierend auf eigenhändigen Schriftformen des jeweiligen Meisters. Diese dienten zur Veranschaulichung seiner Fähigkeiten und hatten auch die Aufgabe potenzielle Schüler für den Unterricht zu interessieren. Nur noch wenige Beispiele dieser zumeist großformatigen spätmittelalterlichen Form von Werbeanzeigen, die dem Publikum üblicherweise als Aushänge näher gebracht wurden, sind heute noch physisch erhalten.²⁸⁶ Man denke auch hier an die bereits ausführlich beschriebenen und abgebildeten Werbetafeln angefertigt von Hans und Ambrosius Holbein aus dem Jahr 1516.²⁸⁷

Zielsetzung des Schreibunterrichts war nicht nur die Vermittlung grundlegender Lese- und Schreibkenntnisse, dieser Part der Wissensvermittlung wurde vom Schreibmeister oftmals seiner Gattin überlassen. Das höhere Ziel war die Vermittlung einer formschönen und ebenmäßigen Handschrift. Es ging nicht um die Entwicklung einer persönlichen Handschrift, sondern um die Beherrschung der Schriftlichkeit nach einheitlich festgelegten Regeln.²⁸⁸

²⁸⁶ Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.25.

²⁸⁷ Vgl.: Hans und Ambrosius HOLBEIN, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 311 Amerbachkabinett

²⁸⁸ Vgl.: Thomas FRENZ, Die Schriftbeschreibungen in den Schreibmeisterbüchern. In: Peter RÜCK (Hrsg.), Methoden der Schriftbeschreibung (Stuttgart 1999) S.141-150, hier S.142.

Der Nahbezug zum Unterricht ist deshalb markant, weil die von den Schreibmeistern überlieferten Niederschriften sich zumeist weniger mit der Beschreibung der Schriftarten beschäftigen, insbesondere setzten sie sich mit der Erläuterung des praktischen Vorgangs des Schreibens auseinander. So mancher Schreibmeister war, wie wir schon erfahren haben, nicht nur Lehrer, sondern bot auch Dienstleistungen im Schönschreiben an und Erwarb ein zusätzliches Einkommen als Kalligraph. Auch der politische Briefwechsel der Behördenvertreter gehörte zu ihren Aufgaben.

Wie bereits dargestellt, handelt es sich bei den Schreibmeisterbüchern um nichts Geringeres als hilfreiche Unterrichtsmaterialien in der schreibmeisterlichen Wissensvermittlung. Schreibmeisterbücher sind sowohl als handgeschriebene Manuskripte, das heißt als Unikate, als vielfach auch in verschiedenen Verfahren produzierte Vervielfältigungen überliefert. Zu diesen Reproduktionsformen gehörte anfangs hauptsächlich der Holzschnitt der nach und nach von der Technik des Kupferstichs abgelöst wurde. Der Holzschnitt hatte den Nachteil, die variierende Dicke der Linien nur undeutlich nachstellen zu können. Jedoch wurde auch dem Kupferstich unterstellt an die Güte eines handschriftlichen Unikats nicht im vollen Umfang herankommen zu können. Die Beurteilung der Effizienz einzelner Schreibmeisterbücher ist schwierig. Der Umstand, dass sie in Druck gingen, lässt jedoch Rückschlüsse auf das Vorhandensein eines bestimmten Marktes. Allerdings zeigt die Geschichte des Wolfgang Fugger ein Bild von der Unzuverlässigkeit des genannten Marktes. Fugger konnte von seinem durchaus hochwertigen Schreibmeisterbuch zeit seines Lebens nicht ein einziges absetzen und geriet so in die Zahlungsunfähigkeit.²⁸⁹

Die Beschreibung der Schriften an sich ist nicht unbedingt befriedigend, denn, so wie bereits darauf hingewiesen, ist eine geordnete, nach Einzelbuchstaben fortlaufende Erarbeitung des Alphabets durch verbale Darstellung eher als Seltenheit anzusehen. Weitgehend beschränken sich die Verfasser mit der optischen Vorführung, entweder durch simples Niederschreiben des Alphabets, oder durch Entwicklung der einzelnen Buchstaben aus deren graphischen Grundkomponenten. Der Fachausdruck der deutschen Schreibmeister für diese graphische Entwicklungsmethode war *Zerstreuung*.²⁹⁰ Bei Neudörffer, oder auch dem bereits genannten Fugger war in Nürnberg des 16. Jahrhunderts eine Methodik von sechs Zerstreuungen üblich. Die erste Zerstreuung setzte sich mit Buchstaben auseinander, die mit einem Bogen links anfangen, wie c, d, o etc. Die zweite Zerstreuung widmete sich den Buchstaben mit geschlungener Oberlänge, wie l, b usw. Die dritte Zerstreuung beschäftigte sich mit

²⁸⁹ Vgl.: FRENZ, Die Schriftbeschreibungen, S.143.

²⁹⁰ Vgl.: FRENZ, Die Schriftbeschreibungen, S.143.

Buchstaben mit schräggestelltem, kurzem Schaft, wie m, n und ähnlichen. Die vierte Zerstreuung gilt den Buchstaben mit Ober- und Unterlängen wie s und f. Die fünfte Zerstreuung beschrieb Buchstaben mit kurzem, senkrechtem Schaft, wie i, u. Die sechste Zerstreuung erläuterte Buchstaben, die unten spitz sind, v, r usw.²⁹¹

Aufgrund der höheren Aufgabenvielfalt des Rechenmeisters, der neben Lesen, Schreiben und Visieren, welches eine kaufmännische Grundrechenart darstellte, auch die Erlaubnis hatte im Rechnen zu unterweisen, ist davon auszugehen, dass bereits im 15. Jahrhundert das gesellschaftliche Ansehen des Rechenmeisters höher war, als jenes des *gemeinen Schulhalters*.²⁹² Selbst noch das im Jahr 1614 begonnene und im Jahr 1665 verstärkte Brauchtum des Tafelschreibens untermauert diese sich bereits im 15. Jahrhundert abzeichnende Tendenz deutlich. Hatte der Schreibmeister nach positiv abgelegter Prüfung und Absolvierung der festgelegten Wartezeit das Recht erworben eine Schule zu eröffnen, wurde von ihm gefordert, um seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, unter Aufsicht des Vorgehens eine Tafel in Schönschrift zu gestalten, welche dazu bestimmt war vor seinem Wohnhaus angebracht zu werden. Hierbei galt: Die Tafeln der einfachen Schreibmeister waren in schwarzer Fraktur auf weißem Grund und diejenigen der Schreib- und Rechenmeister waren in goldener Fraktur auf schwarzem Grund auszuführen.²⁹³

4.2 Neudörffers ‚Gesprechbüchlein zweyer schüler, wie einer den andern im zierlichen schreyben untherweyst‘

Das „*Gesprechbüchlein zweyer schüler*“²⁹⁴ wurde im Jahr 1549 von Johannes Petreius gedruckt. Es enthält sieben Dialoge zwischen zwei Schülern, Johann dem Älteren und dem wissbegierigen Stephan. Johann führt in diesen Dialogen Stephan in die „*formirung einer gutlesslichen Teutschen (Kurent-)Schrift*“²⁹⁵ ein.

Johannes Petreius, der Schwager Neudörffers und gelehrte Buchdrucker in Basel und Buchverleger in Nürnberg, verfasste das Vorwort zu diesem Büchlein.²⁹⁶

In diesem Zusammenhang erscheint es von Bedeutung in kurzer



Abb. 10: Vorderseite einer Porträtmedaille, abgebildet Johannes Petreius, 1545

²⁹¹ Vgl.: FRENZ, Die Schriftbeschreibungen, S.146.

²⁹² Vgl.: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.25.

²⁹³ Vgl.: SAUER, Die Nürnberger Rechenmeister, S.101.

²⁹⁴ Johann NEUDÖRFFER, Ein Gesprechbüchlein zweyer schüler, wie einer den andere im zierlichen schreyben untherweyst (nürnberg 1549). Alle Quellenzitate zit. nach: München, Bayrische Staatsbibliothek, Rar.2107#Beibd.1=VD16N562.

²⁹⁵ NEUDÖRFFER, Gesprechbüchlein, fol. 2^r.

²⁹⁶ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.47.

Form auf die Biographie des Johannes Petreius einzugehen.

Seine Immatrikulation erfolgte im Wintersemester 1512/13 in Basel. Dort wurde im 1517 der Titel des *Magister artium* verliehen. Ab 1519 begegnen wir seinen Namen in der Offizin von Adam Petri (1454–1527) in der Funktion eines Korrektors. Das Nürnberger Bürgerrecht erwarb er am 16.5.1523. Im gleichen Jahr fertigte er seine ersten Drucke an, welche allerdings noch nicht mit seinem Namen versehen waren. Die frühesten, seinen Namen tragenden Drucke gehen auf das Jahr 1524 zurück. Ein wichtiger Faktor für die positive Entwicklung seines Betriebes waren die Auswirkungen der Reformation auf Nürnberg, er lieferte dafür mehr als 40 Druckwerke.

Schon 1525 hatte Petreius ein Schriftmusterblatt im Angebot, das seinen Abnehmern 12 unterschiedliche Typenalphabete zeigte, unter denen sich auch ein griechisches und zwei hebräische befanden. Das Ämterbüchlein des Stadtrats weist ihn seit 1526 als Buchdrucker aus. Zum bedeutendsten Drucker der Stadt Nürnberg wird Petreius spätestens nach dem Ableben seines Mitbewerbers im Druckerwesen Friedrich Peypus (um 1485–1535). 1534–50 war er nachweislich in den unteren Gewölben, welche er von der Stadt angemietet hatte als Buchhändler tätig. Seine Wohnung, wie auch seine Werkstatt waren am Ölberg zu finden.

Petreius brachte, abgesehen von vielen Kleindrucken zu aktuellen Themen des Tages, mehr als 550 (derzeit belegbare) Veröffentlichungen in Druckform heraus. Die Themenschwerpunkte seiner Drucke lagen in der evangelischen Theologie, dem Humanismus, der Philologie, den Naturwissenschaften sowie in der Musik. Heute wird *De revolutionibus orbium coelestium* des Nikolaus Kopernikus von 1543 als bedeutendste Veröffentlichung seiner Werkstatt angesehen.²⁹⁷

In dem von Petreius im Vorwort beworbene *Gesprechbüchlein* seines Schwagers Neudörffer liegt die Priorität bei den im typographischen Satz wiedergegebenen Unterhaltungen. Anhand derer lässt sich ein aufschlussreicher Blick auf die Methodik des erfahrenen Pädagogen werfen. Aufschlussreich deshalb, weil bei diesem Büchlein die poetische Komponente bei dieser Thematik, im Vordergrund steht. Als altgedienten Routinier gelingt es Neudörffer durch Sprach- und Illustrationswahl das Interesse am Wunder der Erfindung der Schrift wieder zu beleben. Er zeigt in diesem Büchlein sein psychologisches Einfühlungsvermögen in der Kommunikation mit Menschen, basierend auf seiner deutlich erkennbaren positiven Grundeinstellung gegenüber seinen Mitmenschen.²⁹⁸

²⁹⁷ Vgl.: KEUNECKE, Hans-Otto, "Petreius, Johannes" in: Neue Deutsche Biographie 20 (2001), S. 262–263 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118740334.html#ndbcontent>.

²⁹⁸ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, 47.

4.2.1.1 Zum Vorwort

Zum Gesprächsbüchlein Neudörffers steuerte sein Schwager Johannes Petreius, der angesehene Buchdrucker aus Nürnberg, das Vorwort bei.



Abb. 11: Ausschnitt aus Johann Neudörffers ‚Gesprechbüchlein‘, Nürnberg 1549, fol. 2^r

Er erwähnt darin, dass das vorliegende Werk

von seinem Schwager in erster Linie seinen lieben Söhnen gewidmet ist und ihnen eine Hilfe sein sollte das Schreiben gründlich zu erlernen.

„Seinen lieben Sönen aus Vetterlicher und getreuer wolmeynung/ für geschrieben/ auf dass sie alss bald im anfang irer Lernung desto bass und aus rechtem grundt zu lesslichem schreiben kommen möchten“²⁹⁹

Er merkt aber auch an, dass das Buch nicht nur für junge Schüler direkt, sondern auch für Schul- und Lehrmeister selbst beachtenswert sei, indem es viele gute Regeln, die gegenüber Auszubildenden anzuwenden sind, enthält.

„Die nicht allein den jungen/ so zu lernen begeren/ nutz und fürderlich/ sonder auch vilen Schül und Leermeistern selbst/ sich des rechten und gewissen grunds der darinn für gebildeten Regeln/ lehrn und unterrichtung gegen iren Schülern und Leerjungen wissen zu gebrauchen/ dienstlich sein möge.“³⁰⁰

Johannes Petreius kann als treibende Kraft hinter diesem Büchlein gesehen werden, der Neudörffer überhaupt erst dazu brachte, das Gesprächsbüchlein im Druck zu vervielfältigen und einer breiteren Masse zur Verfügung zu stellen.³⁰¹

Petreius reiht sich mit seiner Form der Widmung in die Tradition der Werbeanzeigen und Textanpreisung seiner Zeit. Frühe Formen der Buchwerbung bedienen sich im Aufbau ihrer Argumentation unter Verwendung von Stilmitteln des Vorbilds der werbenden Kolophone, welche im Inkunabeldruck häufig vorzufinden sind. Ab den 1480er Jahren war es durchaus üblich, dass derartige Empfehlungen, beziehungsweise Anpreisungen als Vorreden des Druckers, Verlegers oder Herausgebers direkt in das Buch aufgenommen wurden.³⁰²

Das Büchlein war nämlich einst nicht zur Veröffentlichung gedacht, sondern sollte allein seinen Söhnen zum Erlernen des Schreibens dienen.

²⁹⁹ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 2^r.

³⁰⁰ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 2^r.

³⁰¹ Vgl.: NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 2^r.

³⁰² Vgl.: Oliver DUNTZE, Verlagsbuchhandel und verbreitender Buchhandel von der Erfindung des Buchdrucks bis 1700. In: Ursula RAUTENBERG (Hrsg.), Buchwissenschaft in Deutschland : ein Handbuch (Berlin, New York, De Gruyter Saur, 2009) S.201–256, hier S.212.

„Darumb ich dann aus wolmeyndem gemüt nicht unterlassen/ obgemelten meinen lieben Schwager Neudörffern freundlich anzusprechen/ bewilligung zuthun/ das dieses sein Büchlein im truck außgieng/ und der gemeinen jugent/ auch sonst villeicht meer andern leuten zu nutz und frommen kommen möchte.“³⁰³

Hier wird deutlich, dass Neudörffer natürlich sein Werk bereits im Unterricht erfolgreich eingesetzt hat, und dieses deshalb nun zum Druck gebracht werden soll.

„Wiewol mir aber nun hierauff von ime ein ernstlicher abschlag erfolgt/ mit angezeigter ursachen/ daz sollich Büchlein nicht dermassen gestalt/ das es des Trucks und gemeiner Publication werth/ sonder were allein für seine Söne, wie obgemelt, zugericht/ und sonst wol leut vorhanden/ die vil bessers hievon wisten (fol. *1v) zuschreiben und an tag zugeben etc. So hab ich doch dessen unangesehen nit nachlassen können oder mögen/ ime noch weiter mit empsiger bit/ umb sein bewilligung anzuhalten/ und also letztlich/ ine bewegt und erbeten/ das er seine willen darein geben.“³⁰⁴

Petreius legt in seinem Vorwort jedoch auch der Leserschaft ans Herz das Gesprächsbüchlein nicht dahingehend zu verstehen, dass damit andere Schul- oder Lehrmeister in ihrer Tätigkeit herabgesetzt werden sollen.

„Demnach freundtlicher lieber Leser/ mein dienst und freuntlich Bit/ disen Dialogum oder Gesprächbüchlein nit der massen oder dafür zu achten/ das darmit anderer Schul und Lehrmeister/ Lehr unnd Unterricht zierlichs schreibens zu tadeln oder zu verachten gemeynt.“³⁰⁵

Abschließend lobt er die jahrelange Erfahrung seines Schwagers als Lehrer und ersucht die Leser das Werk wohlwollend und dankbar anzunehmen und es der Jugend als nützliches Instrument weiterzugeben.

„... der mergemelt Neudörffer nun vil Jar her teglich ein zimliche große Anzal Jungen unter seiner christlichen Zucht und guter getreuer Lehr Schreibens und Rechnens nit allein zum Schulgang/ sonder auch in seiner heusslichen Cost gehabt und erhalten/ auch noch hat/ mit denen er allwegen hoechsten fleiss gebraucht/ und durch die stete Übung mehr dann ein gemeinen Verstand solcher Ding erlangt/ darzu auch von Gott dermassen begnadet und von Natur geneigt ist/ andern Leuten gutwillig und gern dienstlich und nutz zu sein/ das er allein von desswegen zu vorberuerter seiner Bewilligung durch mich beredt und bewegt worden/ Abermals fleissig bittend/ dises

³⁰³ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 2^r.

³⁰⁴ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 2^r, 2^v.

³⁰⁵ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 2^v.

Buechlein also im besten und zu Danck anzunemen/ ine dardurch zu verursachen der Jugent mit der Zeit mehr etwas Diensts und Nützlchs aussgehn zu lassen.“³⁰⁶

4.2.1.2 Inhalt

Das kleine Gesprächsbüchlein beginnt mit einem einleitenden Dialog. In diesem ersucht Stephan den schon im Schreiben gewandten Johannes seine Fertigkeiten an ihn weiter zu geben. Anhand der Einleitung wird klar, dass es sich bei den gesprächsführenden Personen um zwei Schreibschüler handelt und Johannes den Stephan beim Erlernen einer zierlichen Handschrift unterstützen soll. Johannes stimmt Stephans Wunsch gerne zu und zerstreut seine Bedenken, dass er ihm zur Last fallen könnte, mit der Feststellung, dass das gemeinsame Tun ihm die Möglichkeit gibt, sein am Vormittag erworbenes Wissen zu wiederholen und auch keine anderen Schüler gestört werden, weil sich diese zum Zeitpunkt der gemeinsamen Arbeit bereits zu Hause befinden.

„Du beschwerest mich gar nit/ dann unsere Stund des Schulhaltens/ haben nun vor mittag ein End/ So hab ich gleich wol meine gehoerte Lectiones repetiert. Zu dem/ so verlauffen sich unsere Schulgesellen zuhaus/ darumb halt ichs darfuor/ wir wollen yezt/ mit unserm geschwez niemandt beschwerlich sein.“³⁰⁷

Im Einleitungsdialog spricht Stephan abschließend das Thema Entlohnung des Johannes für seine Tätigkeit an. Dieser weist jedoch darauf hin, da er selbst seine Fertigkeiten durch fremde Leute günstig erwerben konnte und er somit auch gerne bereit ist diese an Dritte zu günstigen Konditionen weiterzugeben, vielmehr möchte Johannes zuerst Stephans Handschrift sehen.

„Stephan. Kuendt ich halb souvil, als du/ ich woelt Gott und dir dankbar sein/ und west ichs oder mein Vatter umb dich zu vergleichen / wir wolltens willig unnd und gern thun.

Johannes: Es bedarff wenig vergleichens / dann mir ist auch von frembden Leuten guetlich geschehen / derhalben theil ichs andern auch billich mit. Lieber laß mich dein Handschriftt sehen.“³⁰⁸

Beeinflusst durch die fortschreitende Vereinheitlichung der Formgebung von Texten, die der Buchdruck mit sich brachte kam es in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts schon zu einer Entwicklung, die die Handschriften der Nation den beiden zu jenen Tagen hauptsächlich

³⁰⁶ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 2^v.

³⁰⁷ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 3^r.

³⁰⁸ NEUDÖRFFER, Gesprächbüchlein, fol. 3^v.

gebräuchlichen Druckschriftformen anzugleichen. Es handelte sich dabei um die gotische und die lateinische Druckschrift.³⁰⁹

Diese Entwicklung spiegelt sich im Kapitel „erst Angriff“³¹⁰ wieder.

Im sogenannten *erst Angriff* begutachtet Johannes, die Schrift des Stephan, der sich seines unebenmäßigen Schriftbilds schämt und dies damit begründet, dass er sich die einzelnen Buchstaben von verschiedenen Schreibern abgeschaut hat. Johannes findet die Schrift durchaus leserlich, erkennt die Anlage eher zum Schriftbild einer feinen Kurrentschrift als zu einem groben Schriftbild, empfiehlt Stephan aber eine Schrift für das Lateinische und eine andere für das Deutsche zu verwenden.

„Wolan sie ist dannach nicht so gar boeß / man kann sie lesen. Ich sihe auch gleich yetzt wies dir zu helfen ist / und weiß fuerwar / das du mehr Neygung hast zu einer feinen Currentschriff / dann zu einer dicken oder feysten Schriff / und were seer gut / das du eine zum Latein / unnd eine zum Teutschen machen kuendest.“³¹¹

Genau dieser Abschnitt verdeutlicht, warum Schreibmeister im 16. Jahrhundert eine so große Bedeutung zukommen. Denn Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt sich nach und nach die deutsche Sprache auch in schriftlicher Form durchzusetzen. Das Deutsche beginnt sich vom Lateinischen zu trennen. Alles was nicht Deutsch ist, wird nicht in Kurrent geschrieben, sondern in der Lateinschrift. Johann Neudörffer verweist auf die Wichtigkeit beide Schriftarten zu erlernen und bietet mit seinem *Gesprechbüchlein* die optimale Basis dafür.

Nach der Begutachtung der Handschrift des Stephan bringt Johannes diesem wichtige Grundlagen über die notwendigen Schreibwerkzeuge bei. Im Wesentlichen geht es im Abschnitt „Vom Werckzeug“³¹² um Wissenswertes rund um die Schreibfeder und zwar von der Auswahl eines geeigneten Kiels über dessen Portionierung bis hin zum Federn schneiden oder schärfen. Aber auch die Beschreibung wie eine perfekte Feder auszusehen hat.



Abb. 12: Ausschnitt aus Johann Neudörffers ‚Gesprechbüchlein‘, Nürnberg 1549, fol. 5^r, 6^r

³⁰⁹ Vgl.: Alfred NOE, Das Buch in der Gesellschaft der Renaissance. In: Alfred Noe (Hrsg.), Geschichte der Buchkultur 6. Renaissance (Graz 2008) S.11-91, hier S.90.

³¹⁰ NEUDÖRFFER, *Gesprechbüchlein*, fol. 4^r

³¹¹ NEUDÖRFFER, *Gesprechbüchlein*, fol. 4^r.

³¹² NEUDÖRFFER, *Gesprechbüchlein*, fol. 4^r.

Der weitere Teil des Buches ist wesentlich für das Schriftlernen und dessen Technik. Neudörffer erklärt wie sich jeder Buchstabe zusammensetzt. Auf jenen Bereich soll jedoch nicht näher in dieser Arbeit eingegangen werden.

4.3 Neudörffers ‚Gute Ordnung‘

*„Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt morgen werden“*³¹³

1538³¹⁴ veröffentlichte der Schreib- und Rechenmeister Johann Neudörffer ein weiteres Büchlein, welches dazu dienen soll diverse Textsorten und die dafür angemessene Schriftform für die unterschiedlichsten Anlässe den angehenden Schreibern näher zu bringen. Es trägt den Kurztitel *Gute Ordnung* und zählt zu der Kategorie der Schreibmeisterbücher.

Bei der derartigen für Unterrichtszwecke entworfenen Arbeit zerlegt er die einzelnen Teile der Buchstaben in Punkte, gerade Schäfte, schräggestellte Schäfte, Bögen und Kreise. In einer Form der Auflösung werden die einzelnen Buchstaben in ihre Bestandteile zerlegt und daraus die Schreibbewegung – der Zug der Feder - möglichst harmonisch strukturiert erläutert.³¹⁵

Unbestritten ist die *Gute Ordnung* als Neudörffers wichtigstes Werk zu bezeichnen.

Ursprünglich war dieses jedoch nicht für die Publikation als konventionell verlegtes Unterrichtsbuch vorgesehen, auch wenn diese Annahme, basierend auf den noch in großer Anzahl bekannten Ausfertigungen, naheliegend erscheint. Es sind 16 Exemplare nachweislich, dazu kommen drei Bücher in Manuskriptform. Sie alle weisen unterschiedliche Detaildarstellungen auf, selbst wenn die Mehrzahl der Druckversionen mit denselben Platten hergestellt wurden. Die, von Neudörffer mit einem Titelblatt ausgestatteten, eigenhändig ausgeführten Stiche sind im Wesentlichen eher einer Sammlung loser Blätter der Schriftkunst gleichzusetzen, welche anlassbezogen unter Verwendung verschiedener Ausführungen und in variierter Abfolge speziell für den jeweiligen späteren Eigentümer ausgefertigt wurde. Manche Widmungen, in noch erhaltenen Exemplaren, legen den Schluss nahe, dass es sich bei den Empfängern dieser Werke vornehmlich um Schüler des Johann

³¹³ Johann NEUDÖRFFER, Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt morgen werden (Nürnberg 1555). Alle Quellenzitate zit. nach: München Bayerische Staatsbibliothek, Cgm7072# Beibd.1, fol. 1^r.

³¹⁴ Vgl.: DOEDE, Schön schreiben, S.18.

³¹⁵ Vgl.: ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters, S.118.

Neudörffer handelte. Durch die verwendeten Schreiblehren und Schriftmuster, fungierten die Exemplare gewissermaßen als eine Form des Schulbuchs.³¹⁶

Wer ein guter Schreiber – in Kanzleidiensten, sowohl weltlicher oder geistlicher Obrigkeit – werden wollte, musste aus dem ff wissen, welche Textgattung und welche Schriftform für welchen Auftrag zu verwenden ist. Je wichtiger ein Auftrag für eine Kanzlei ist, desto besser muss auch der Schreiber sein. Neudörffer hat seine Schüler so ausgebildet, so dass sie als Schreiber die Texte vom Kanzleichef nur mehr diktiert bekommen mussten, Form und Schrift war ihnen bewusst.

Im Folgenden werden nun unterschiedliche Textformen aus ‚Eine gute Ordnung‘, der Ausgabe von 1555, vorgestellt, die sehr gut dafür geeignet sind beispielhaft darzustellen, welche Schriftform für welchen Anlass, welche Schreibsituation, zu gebrauchen ist. Schüler, die durch die vorzügliche Schreibschule Neudörffers gegangen sind, können als geeicht für den Kanzleidienst angesehen werden.

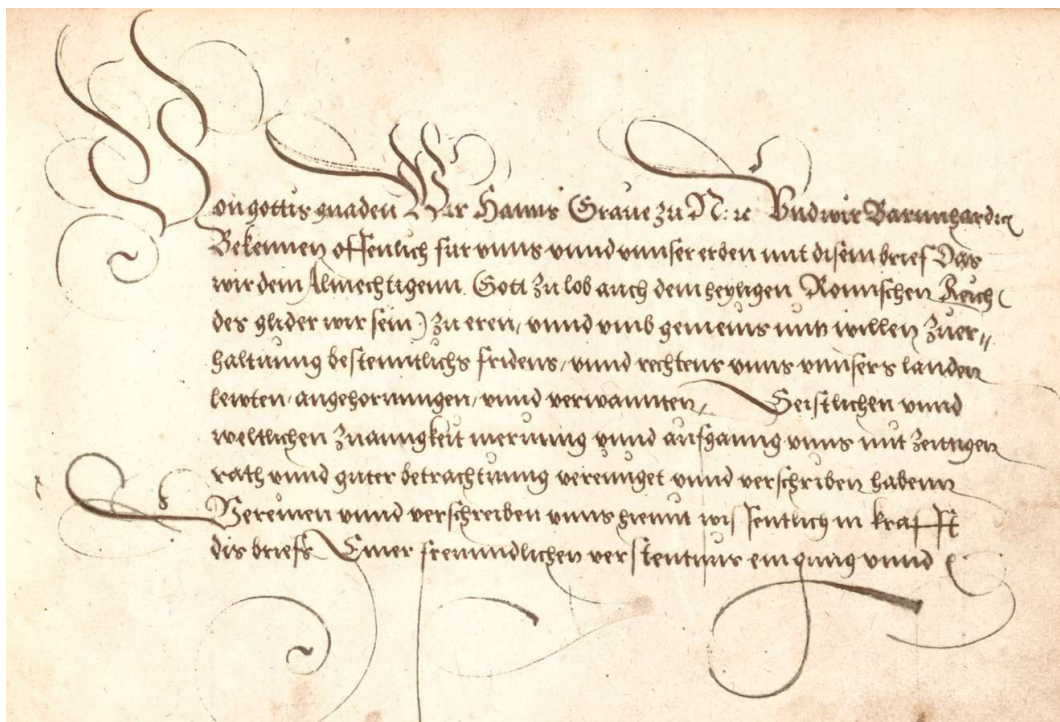


Abb. 13: Musterbeispiel für einen Urkundentext aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 6'

„Von Gottes gnaden Wir Hanns, Grave zu N. etc. und wir Bernhardin, bekennen öffentlich für unns unnd unnser erben mit disem Brief, das wir dem Almechtigenn Gott zu lob auch dem Heyligen Romischen Reich, des Glider wir sein, zu eren unnd umb gemeins nutz willen zu Erhaltung bestenntlichs Fridens und Rechtens, unns, unnsers Landen, Leuten, Angehorunngen unnd Verwannten. Geistlichen unnd weltlichen zu

³¹⁶ Vgl: LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä., S.69.

Ainigkeit, Merunng unnd Aufganng unns mit zeittigen Rath unnd guter Betrachtunng verewiget unnd verschriben haben. Vereinen unnd verschreiben unns hiemit wissentlich in Krafft dis Briefs Euer Freunndlichen Verstantnus einigung unnd...“³¹⁷

Bei diesem Text (Abb.13.) handelt es sich um einen Lern- und Übungstext aus der mittleren Verwaltung. Die gebrochene Kanzleischrift, die in diesem Beispiel zu sehen ist, wird in dieser Zeit typischerweise für Hochrangiges in den ersten Zeilen verwendet. Im Grunde gilt: Titelei sowie Unterschriften sind in der gebrochenen Kanzleischrift zu verfassen. Der Inhalt selbst ist in der geläufigeren Schreibschrift abzufassen. Anhand der Art und Weise, wie dieser Beginn eines Urkundentextes gestaltet worden ist, kann ein Schüler nicht nur die zu verwendende Schrift erfassen, sondern auch welche Buchstaben besonders hervorzuheben sind sowie an welcher Stelle – aufgrund der inhaltlichen Gliederung des Schreibens- oder aber aus Gründen des Respekts einer Person gegenüber – ein größerer Abstand zu lassen ist.³¹⁸

Im historischen Sprachgebrauch versteht man unter mittelalterlichen Urkunden Schriftstücke, welche durch einen festgelegten formularhaften Aufbau, aber auch durch ihren Rechtsstatus definiert sind. Derartige Begriffsfestlegungen haben immer wieder zur Annahme geführt, dass derartige Schriften nur in einer fachlich klar definierten Sprache verfasst werden durften, bestimmte Sprachformeln vorgeschrieben waren und ihre schematische Gliederung eindeutig festgelegt war. Diese Annahme wird jedoch durch überlieferte Zeitdokumente widerlegt. Urkunden als Form der Rechtssprache anzusehen ist nur dann zulässig, wenn man von einer sehr weitläufigen Auslegung der Begrifflichkeit Rechtssprache ausgeht. Die urkundlich festgelegten Rechtsvorgänge nehmen Bezug auf die unterschiedlichsten Bereiche des Lebens und beziehen vielfältige Tatsachen und Überlegungen mit ein. Die rechtliche Verbindlichkeit bezieht sich in erster Linie auf die Aufgabe des Schriftstücks und die sprachlich, gestalterische Darstellung der Inhalte. Mit Ausnahme der festgelegten Formularbestandteile, wie Publicatio, Corroboratio und Datum, welche mitunter auch in unterschiedlichen Ausführungen anzutreffen sind, hatten die Verfasser in weiten Teilen der Urkunde, so auch in der Darstellung der Rechts- oder Geschäftsangelegenheiten, die Wahl ihren Text frei zu Gestalten.³¹⁹

³¹⁷ NEUDÖRFFER, Gute Ordnung, fol. 6^r.

³¹⁸ Vgl.: NEUDÖRFFER, Gute Ordnung, fol. 6^r.

³¹⁹ Vgl.: SCHULZE, Studien zur Erforschung der deutschsprachigen Urkunden, S.126.

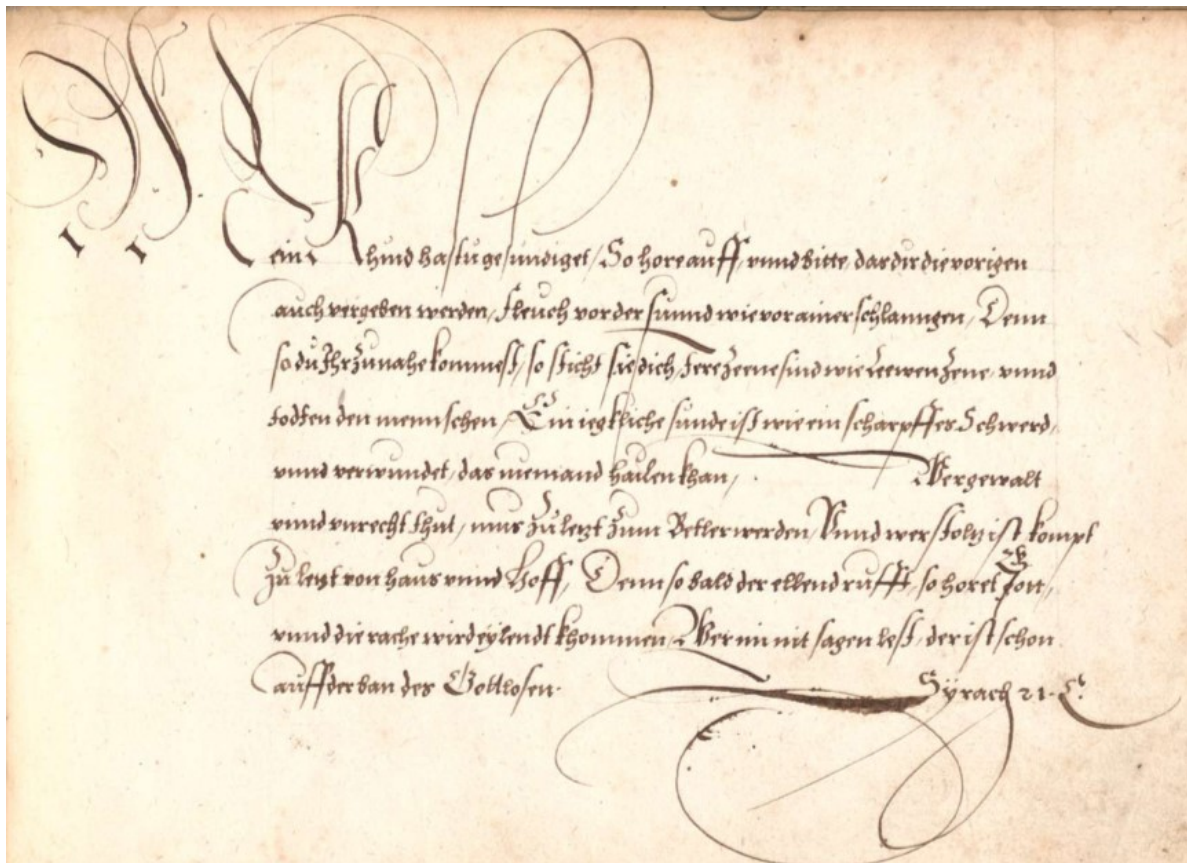


Abb. 14: Musterbeispiel für einen Brief von einem Vater an seinen Sohn, aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 10^r

„Meinn Khind hastu gesundiget, so hore auff unnd bitte, das dir die Vorigen auch vergeben werden. Fleuch vor der Sunnd, wie vor ainer Schlangen, denn so du ihr zu nahe kommest, so sticht sie dich. Iere Zeene sind wie Leewenzene, unnd todten den Mennschen. Ein iegkliche Sunde ist wie ein scharpffes Schwerd unnd verwundet, das niemand hailen khan. Wer Gwalt unnd Unnrecht thut mus zuletzt zum Betler werden unnd wer stoltz ist, kompt zuletzt von Haus unnd Hoff. Denn sobald der Ellend rufft, so horet Gott unnd die Rache wird eylendt khommen. Wer im nit sagen lest, der ist schon auff der Ban des Gottlosen.

Syrach 21 etc.“³²⁰

Auch Briefe mussten Schreiber verfassen können. Der Text von Abbildung 14 ist ein Beispiel für einen Brief von einem Vater an seinen Sohn. Er ist im höchsten Maße moralisierend und handelt davon welches Elend einen erwartet wenn man sündigt.

Interessant an diesem Beispiel ist die Korrektur in der dritten Zeile von unten. Ursprünglich wurde das letzte Wort dieser Zeile, Gott, mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben.

³²⁰ NEUDÖRFFER, Gute Ordnung, fol. 10^r.

Da jedoch alles Göttliche stets groß geschrieben wurde, handelt es sich dabei um einen Fehler, der durch einfaches Durchstreichen ausgebessert wurde. Das große ‚G‘ wurde darüber notiert.

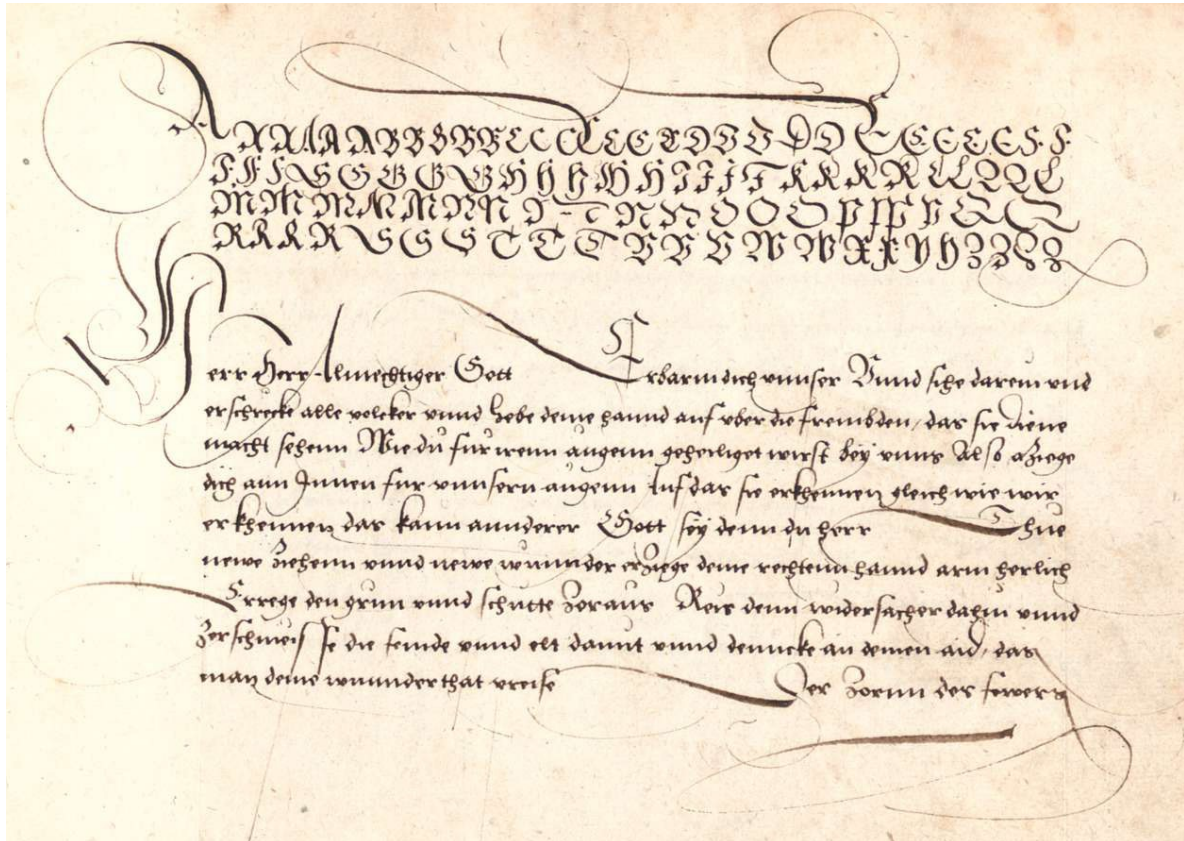


Abb. 15: Musterbeispiel für einen Text aus einem geistliches Umfeld, aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 19^r

„Herr, Herr Almechtiger Gott, erbarm dich unnser und sihe darein und erschrecke alle Volker unnd hebe deine Hannd auf uber die Fremdbden, das sie deine Macht sehenn wie da fur irenn Augenn geheiliget wirst bey unns, also ziege [!] dich ann innen fur unnsern Augenn, auf das sie erkennen gleich wie wir erkennen, das kain annderer Gott sey, denn Du Herr. Thue neue Ziehenn unnd neue Wunnder erziege [!] deine rechtenn Hannd Arm herlich. Errege den Grim unnd schutte Zor aus. Reis denn Widersacher dahin unnd zerschmeisse die Feinde unnd all damit unnd denncke an dainen Aid, das man deine Wunderthat wise.

Der Zorn des Ferrers“³²¹

Auch dieser Text (Abb. 15), bei dem es sich um ein Gebet handelt, zeigt uns spezielle Schreibweisen jener Zeit. So soll hier näher auf das Wörtchen ‚und‘ eingegangen werden, das

³²¹ NEUDÖRFFER, Gute Ordnung, fol. 19^r.

in sehr unterschiedlichen Formen geschrieben wurde. In vielen Fällen wird ein einfaches ‚und‘ mit einem doppelten ‚n‘ geschrieben. Allerdings können wir anhand dieses Beispiels erkennen, dass es sich dabei um eine recht beliebige Handhabung handelt, denn gleich in der ersten Zeile dieser Anrufung steht als letztes Wort ein ‚und‘, geschrieben mit nur einem ‚n‘. Grund dafür ist, dass ein ‚unnd‘ die Formatierung des Textes stören würde, da die Zeile ansonsten zu weit hinausragen würde. Deshalb löst man dieses Problem, indem man schlicht das ‚und‘ nur mit einem ‚n‘ schrieb.

Ein weiteres auffallendes Merkmal dieses Textes ist ein Fehler, der sich eingeschlichen zu haben scheint. Am Ende der dritten Zeile sollte es heißen: ‚... also **zeige** dich ann innen fur unnsere Augenn...‘. Tatsächlich steht hier: ‚... also **ziege** dich ann innen fur unnsere Augenn...‘³²² Es stellt sich allerdings die Frage, ob dieser Fehler dem Schreibmeister selbst unterlaufen ist, oder doch eher dem Schneider der Drucktype.

Bei folgender Abbildung (Abb. 16.) handelt es sich um ein Muster für einen Brief, in dem die Einsetzung eines rechtlichen Vertreters in einer Angelegenheit kundgetan wird. Es handelt sich dabei um eine klassische Kanzleischrift, die benutzt wird, wenn jemand etwas schreiben möchte, das allgemein gut lesbar sein sollte. Die Kanzleischrift drückt auch den offiziellen Charakter aus. Solche Schreiben konnten auch durch weniger gut ausgebildete Schreiber geschrieben werden; das Maß der Kunstfertigkeit musste nicht sehr hoch sein, um die Massenware zu erledigen.

Immer ist jedoch auch als gewichtiges Argument zu bedenken, an wen solch ein Schreiben gerichtete werden sollte – je nach dem Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie konnte sich daher doch wieder die Notwendigkeit ergeben, dass hier nicht einfach ein Kanzleischreiber, sondern ein Vertrauter eines Fürsten tätig wurde.

³²² NEUDÖRFFER, Gute Ordnung, fol. 19^r.

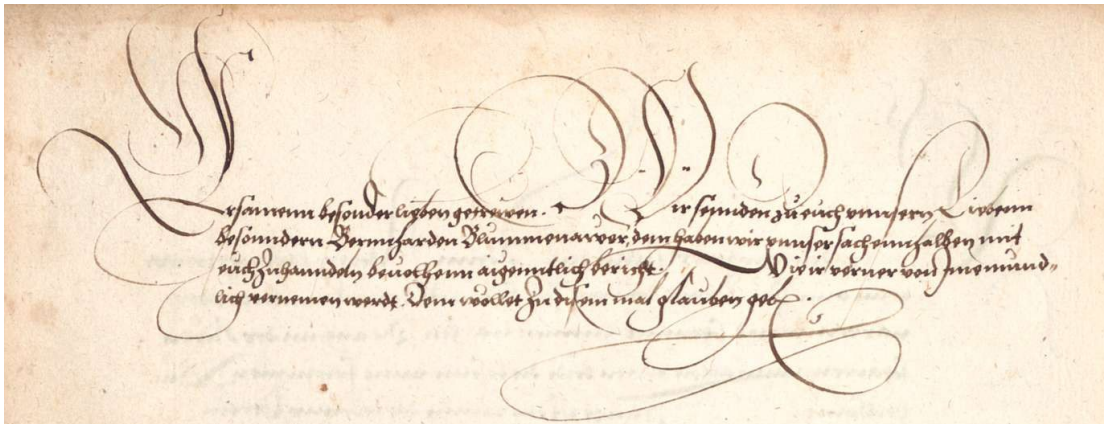


Abb. 16: Musterbeispiel für eine Kundgebung eines rechtlichen Vertreters, aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 24^v

„Ersamenn besonder lieben getreuen: Wir sennden zu Euch unnern lieben besondern Bernnharden Blumenauer, dem haben wir unnser Sachen halben mit Euch zu hanndeln bevolhenn aigenntlich bericht. Wie Ir verner von ime mündlich vernemen werdt, dem wollst zu disem mal glauben geben.“³²³

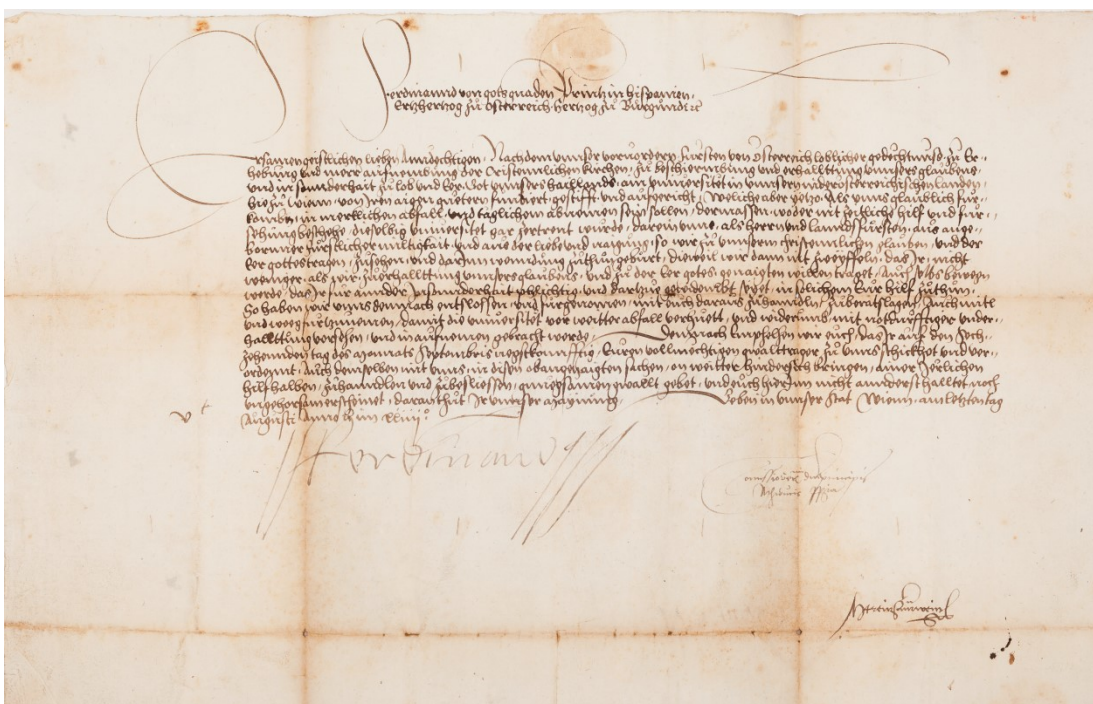


Abb. 17: Urkunde Ferdinand I., Melk, Stiftsarchiv, 1524, August 31

Die Abbildung der Urkunde Ferdinand I. (Abb. 17) ist als Einschub zu verstehen, der verdeutlichen soll, wie zum einen Urkunden durchaus noch in der spätgotischen Kursive abgefasst wurden, zum anderen aber bereits völlig im Stil der Zeit, in der auch Neudörffer wirkte, dargestellt wurden.³²⁴

³²³ NEUDÖRFFER, Gute Ordnung, fol. 24^v.

³²⁴ Vgl.: Meta NIEDERKORN-BRUCK, Eine Beziehung seit 650 Jahren - Universität Wien und Kloster Melk: Sonderausstellung zum 650 - Jahr – Jubiläum; Glaßner, G., Paul Beck, Jakob Deibl, Johannes Deibl, Ulrike

Die anschließenden Abbildungen (Abb. 18, 19) demonstrieren, wie die Schriftformen, welche sich als Beispiele für Kanzleischriften auch im Schreibmeisterbuch Neudörffers finden und von ihm gelehrt und damit propagiert wurden, ihre praktische Anwendung finden konnten.

Die Adresse an der Rückseite des Dokuments ist in Fraktur geschrieben; einer hochrangigen Kanzleischrift, die besondere Lesbarkeit und als Auszeichnungsschrift verwendet wird. Bei dem nachstehenden Inhalt, handelt es sich um ein nicht aufwendig gestaltetes Verwaltungsschreiben, welches in der geläufigeren Kanzleischrift, der Kurrentschrift, abgefasst wurde.



Abb. 18: Rückseite eines Verwaltungsschreibens aus Nürnberg an die Stadt Weitra, 1541

„Den Ersamen unnd Weysen Burgermaistern, Richter und Rathe der Stat Weytra unnnern besonndern guten Freunden“³²⁵

Denk, Burkhard Ellegast, Gerhard Floßmann, Bernadette Kalteis, Wilfried Kowarik & Bruckmüller, E. (Melk 2015), S. 24-25. – Urkunde, Melk, Stiftsarchiv, 1524, August 31.

³²⁵ Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1541 12 20, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1541_12_20/charter>, (27.02.2017, 20:56).

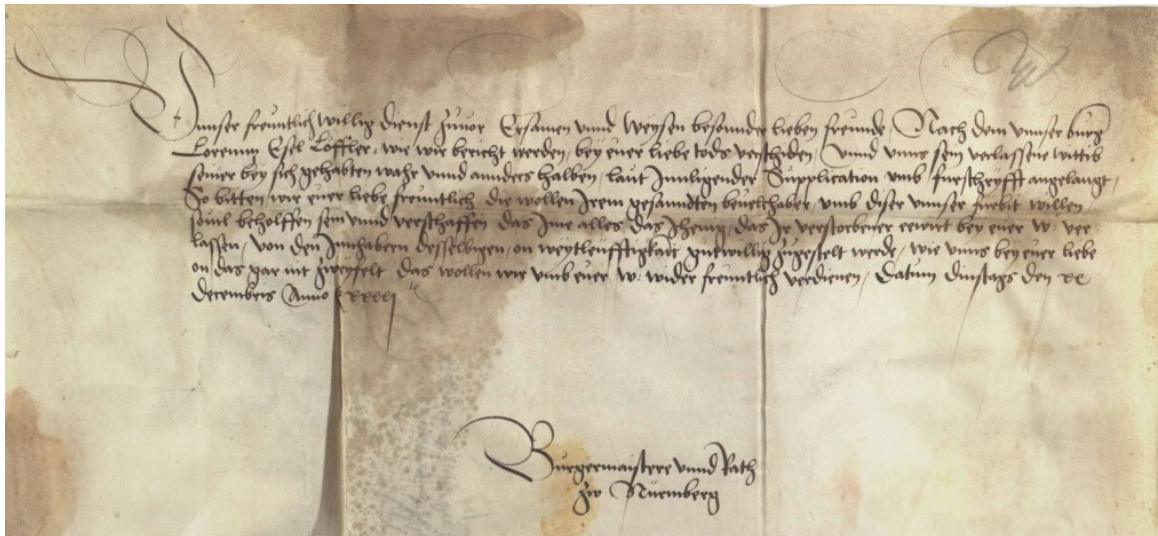


Abb. 19: Verwaltungsschreibens aus Nürnberg an die Stadt Weitra, 1541

„Unnser freuntlich willig Dienst zuvor. Ersamen unnd Weysen, besonnder lieben Freunde. Nach dem unnser Burger Lorennz Esel Löffler, wie wir bericht werden, bey euer liebe Tods verschiden, unnd unns sein verlassne Wittib seiner bey sich gehabten Wahr unnd annders halben laut innliegender Supplication umb furschryfft angelant, so bitten wir Euer liebe freuntlich, die wölln irem gesandten Bevelchaber umb diser unnser furbit willen sovil beholffen seyn unnd verschaffen, das ime alles dasjhenig, das ir verstorbener eewirt bey euer W. verlassen den innhabern desselben ön weytleufftigkait gutwillig zugestelt werde, wie uns bey euer liebe ön das gar nit zweyfelt. Das wollen wir umb Euer W. wider freuntlich verdienen. Datum Dinstags, den XX Decembris, Anno etc. XXXXI

Burgermaistere unnd Rath

zu Nuremberg“³²⁶

Anhand der folgenden Urkunde aus dem Jahr 1552 kann man demonstrieren, dass auch die Sprache Einfluss auf die Wahl der Schriftart hatte. So wurde für lateinische Niederschriften die Lateinschrift verwendet.

³²⁶ Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1541 12 20, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1541_12_20/charter>, (27.02.2017, 20:56).

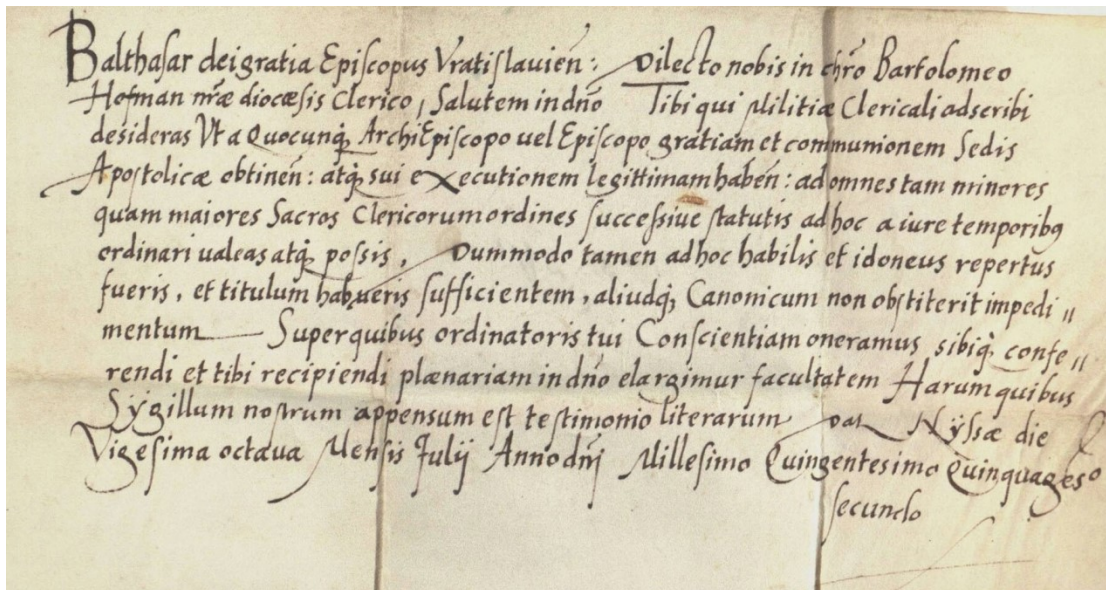


Abb. 19: lateinische Urkunde, 28. Juli 1552, Neiße

„Balthasar Dei gratia Episcopus Vratislaviensis: Dilecto nobis in Christo Bartolomeo Hofman nostrae diocoesis clerico, salutem in Domino. Tibi qui militiae clericali adscribi desideras ut a quocunque Archiepiscopo vel Episcopo gratiam et communionem sedis Apostolicae obtinentem atque sui executionem legitimam habentem ad omnes tam minores quam maiores sacros clericorum ordines successive statutis ad hoc a iure temporibus ordinari valeas atque possis. Dummodo tamen ad hoc habilis et idoneus repertus fueris et titulum habueris sufficientem aliudque canonicum non obstiterit impedimentum Super quibus ordinatoris tui conscientiam oneramus sibi que conferendi et tibi recipiendi plenariam in Domino elargimur facultatem Harum quibus Sygillum nostrum appensum est testimonio literarum. Datum Nyssae die vigesima octava Mensis Julii anno Domini Millesimo Quingentesimo quinquagesimo secundo.“³²⁷

Der sinngemäße Inhalt der Urkunde in Deutsch: Dem Geistlichen Bartholomäus Hofmann wurde von Bischof Balthasar von Breslau die sogenannte *littera dimissorialis* ausgestellt. Mit dieser war dem Bartholomäus Hofmann die Bewilligung zugesagt, dass er in jeder nach freiem Belieben gewählter Diözese niedere und höhere Weihen empfangen durfte.

Gezeigt wird hier dieses Beispiel einer Urkunde, weil sie in der Schrift ein Gegenstück zu den deutschsprachigen Urkunden darstellt. Verwendet wurde hier als Schriftart die Humanisten Minuskel, jene Schrift die üblicherweise für nicht deutschsprachige Handschriften verwendet

³²⁷ Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1552 07 28, in: [monasterium.net](http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1552_07_28/charter), URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1552_07_28/charter>, (14.12.2016, 11:23).

wurde. In der *guten Ordnung* lässt sich kein Textbeispiel zu dieser Schriftform finden, Grund dafür ist, dass sich Neudörffer darin nur auf deutschsprachige Texte konzentrierte.

Das folgende Beispiel (Abb. 21) ist aufgrund ihrer Ausfertigung und wegen ihres Ausstellers, Kaiser Ferdinand I., sehr deutlich über dem normalen Verwaltungsschriftgut einzuordnen. Die Urkundenausfertigung ist sehr gut dafür geeignet um zu zeigen, dass auch verschiedene Schriftarten in einer Urkunde verwendet wurden, wenn man unterschiedliche Wertigkeiten im Text ausdrücken wollte. Mit der am 9. Mai 1558 in Wien ausgestellten Urkunde wurde dem Richter zu Weitra, Matheus Angerer von Kaiser Ferdinand I. Bann und Acht verliehen.³²⁸

Den Rang der Urkunde kann man mitunter auch daran erkennen, dass die vollständige Intitulatio angegeben wurde: „Wir Ferdinand von Gottes Gnaden erweiter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten merer des Reichs in Germanien zu Hungern, Behain, Dalmatien, Croatien, Slavonien etc. ...“³²⁹

Das Formular ist jenes, das auch in den Urkundentexten der ‚guten Ordnung‘ angewendet wird, so kann demonstriert werden, wie die Schreiber ihre Fähigkeiten aus dem Schreibunterricht mitnahmen und aus dem Schriftlernen Praxis wurde.

Der Urkundentext selbst ist in deutscher Sprache, daher in Kurrentschrift geschrieben. Unter dem Text befindet sich in Lateinschrift, da auch in Latein geschrieben, die *Comissio*, die bestätigt, dass der Urkundeninhalt vor dem Kaiser abgehandelt wurde.

Am linken unteren Rand des Dokumentes sind außerdem noch Vermerke der Kanzleischreiber zu sehen. In der rechten unteren Ecke wird das Schreiben von zwei Kanzleischreibern bestätigt.

Auf der Rückseite der Urkunde befinden sich noch Wachsreste vom ehemaligen – gebrochenen – Verschlussiegel (Abb. 22).

³²⁸ Vgl.: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1558 05 09, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1558_05_09/charter> (14.12.2016, 11:45).

³²⁹ Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1558 05 09, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1558_05_09/charter> (14.12.2016, 11:45).

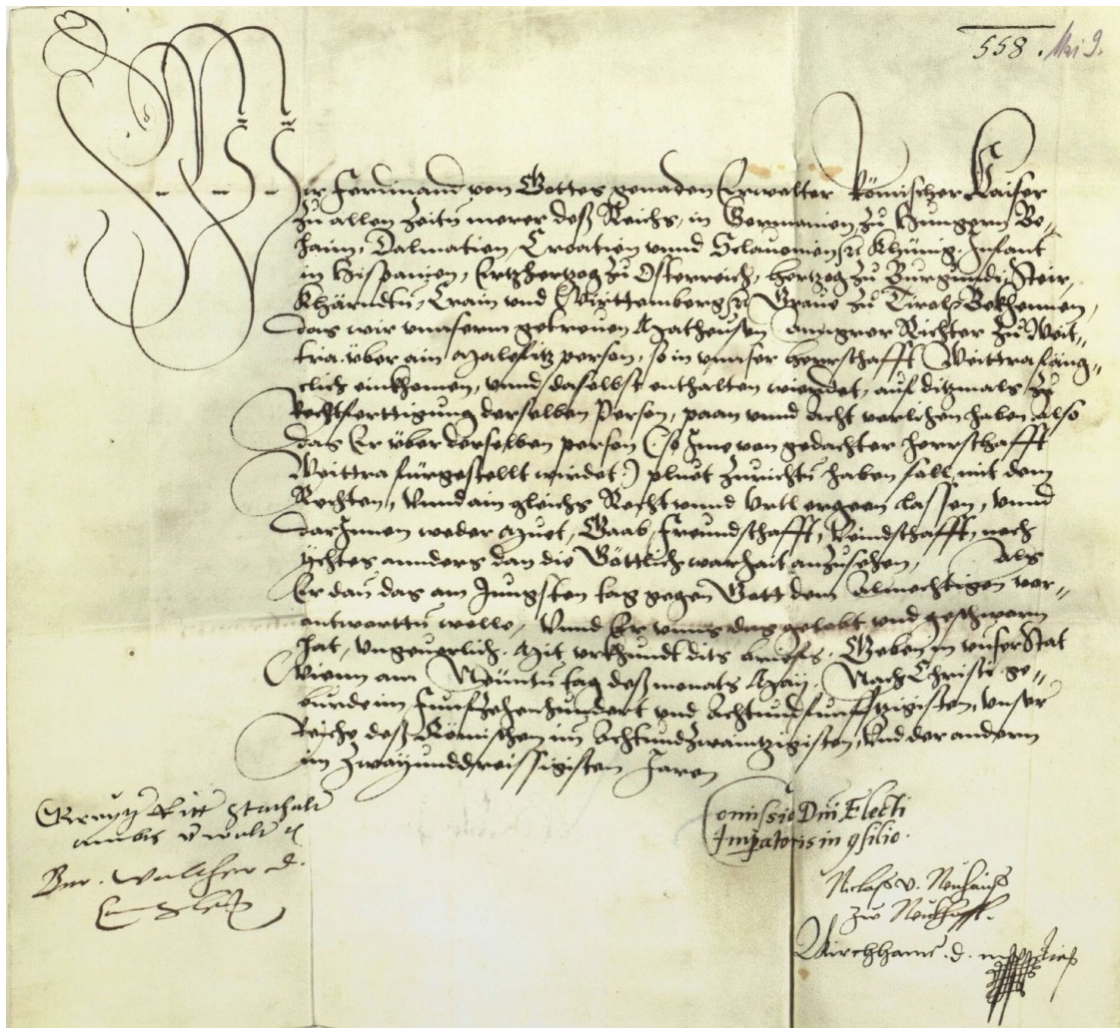


Abb. 20: Kaiserliche Urkunde, 9. Mai 1558 Wien

In der Wahl der Schriften, in der Sorgfalt der Ausführung der Urkunde selbst, sowie in den Beischriften (Kanzleivermerke, Unterschriften, etc.) bestätigt sich die Vielfalt der Schriften, die man bewusst einsetzt.

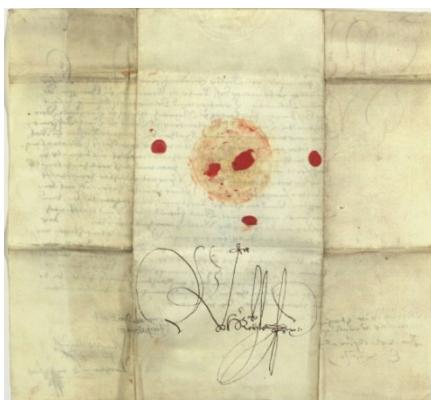


Abb. 21: Urkundenrückseite mit Siegelresten

Hier sei auch ein Augenmerk auf die Initialen gelegt, die große Initiale am Beginn, das W- des Wir in der Intitulatio, sowie die kleinere Initiale, wie bei dem R und K von Römischer Kaiser.

Die kunstvoll gestalteten Anfangsbuchstaben eines Textes, können durchaus individuelle Eigenheiten beinhalten. Man kann sie als Markenzeichen eines Schreibers bezeichnen. Dennoch ist klar erkennbar, dass auch diese stilvollen Buchstaben auf in einer Schreibschule erlernte Fertigkeiten und Musterbücher zurückgehen.

Nachstehend noch ein weiteres Beispiel Neudörffers, welches, ebenso wie die gezeigte Urkunde, ausgestellt von Kaiser Ferdinand I., mit einer kunstvolle Ausarbeitung des Anfangsbuchstaben W beginnt. Bei dem Text handelt es sich um einen Dankesbrief an einen Freund. Die Ausfertigung des Briefes lässt darauf schließen, dass es sich um ein Muster für einen Brief zwischen hochrangigen Personen, beziehungsweise wohlhabenden Bürgern handelt, denn wer so viele Wörter benutzt, um nur so wenig Inhalt niederzuschreiben, muss einerseits die Zeit, aber auch das Geld dazu haben.

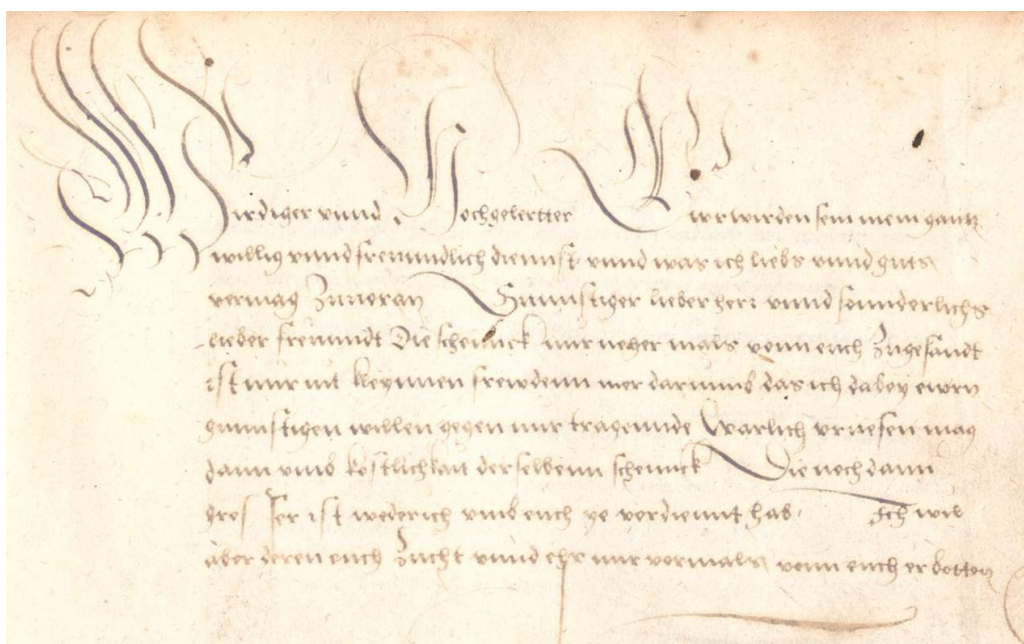


Abb. 22: Musterbeispiel eines Dankesbriefs an einen Freund, aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 9^r

„Wirdiger unnd Hochgelertter. Euer Wirten sein mein gantz willig unnd freunndlich diennst unnd was ich liebs unnd guts vermag zuvoran. Sunnstiger lieber Herr unnd sonnderlichs lieber Freunndt. Die Schennck mir mehrmals vonn Euch zugesandt ist mir nit keynnen freudenn mer darumb das ich dabey eurn gunnstigen Willen gegen mir tragennde warlich urnesen mag dann umb kostlichkait derselben Schennk. Die noch dann gross³³⁰ For ist wederung umb euch ye verdient hab. ...“

Besondere Ähnlichkeit weist die Initiale am Beginn der nachstehenden Urkunde, mit der Anfangsinitiale des Dankesbriefs aus Neudörffers Guten Ordnung.

³³⁰ Anm.: Das folgende ist nur ein halber Satz. Zit. nach: NEUDÖRFFER, Gute Ordnung, fol. 9^r.

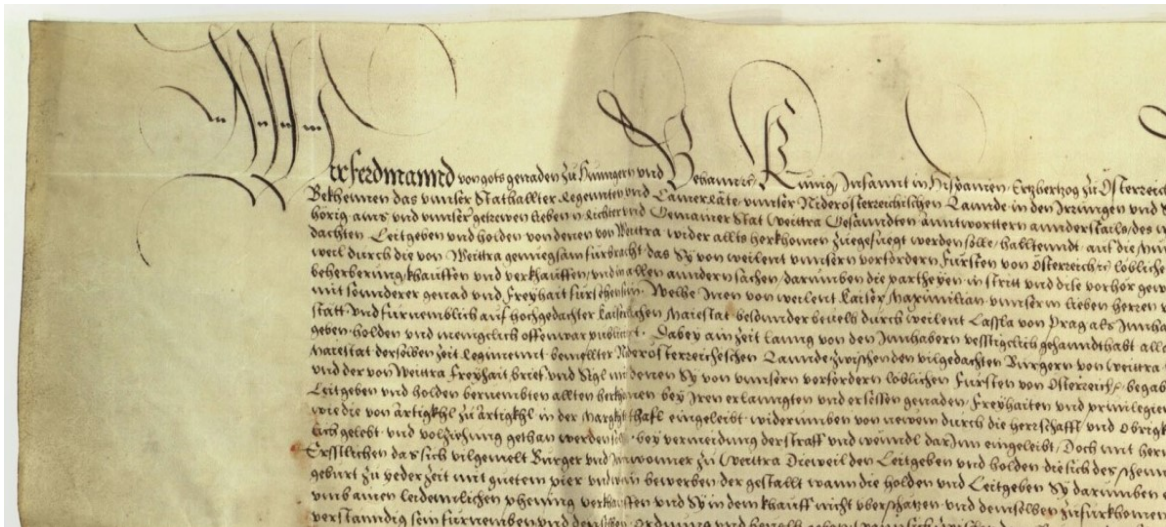


Abb. 23: Bestätigung Ordnung und Marktafel der Stadt Weitra durch König Ferdinand I. vom 12. März 1529

Bei diesem Ausschnitt aus einer Urkunde handelt es sich um die von König Ferdinand I. am 12. März 1529 zu Wien der Stadt Weitra erteilte Bestätigung bezüglich Ordnung und Marktafel, welche durch den verstorbenen Ladislaus von Prag, der die Herrschaft Weitra innehatte, errichtet wurde. Das Dokument setzt sich mit Regelungen, die sich mit dem Wein und Bierschenken, der Beherbergung von Fuhrleuten und zum Thema Kauf und Verkauf auseinander.³³¹

³³¹ Vgl.: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1529 03 12, in: monasterium.net, URL http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1529_03_12/charter (01.02.2017, 09:13).

5 Resümee

Es bleibt festzuhalten, dass durch die Veränderungen der Gesellschaft in der Umbruchphase vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit sich für viele Berufsgruppen eine unabdingbare Notwendigkeit ergeben hat, des Lesens und Schreibens fähig zu sein. Das rasche Anwachsen der Berufsgruppe der weltlichen Schreiber und Schreiblehrer besonders im 15. Jahrhundert ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass es sich für bestimmte Textsorten, Urkunden und das amtliche Schrifttum als erforderlich erwiesen hat, gewisse Formulare beherrschen zu müssen, wie zum Beispiel Urkundenformulare, Briefformulare, Schuldscheine und ähnliches. Durch die Beschreibung des sozioökonomischen Umfelds im Zuge dieser Arbeit konnte der Bezug dazu hergestellt werden, welche Schriftstücke produziert wurden.

Johann Neudörffers Wirken belegt, dass auch im beginnenden 16. Jahrhundert die Entwicklung, die im 15. Jahrhundert begonnen hat, noch nicht abgeschlossen war. Der Bedarf an immer mehr weltlichen Schreibern und Schreiblehrern, bedingt durch den voranschreitenden Verschriftlichungsprozess und das Einsetzen eines Verwaltungsschrifttums, ist in Zusammenhang mit den schulischen Expansionen zu sehen.

Es zeigt sich hier deutlich, wie die Schreibmeister das Erlernen von Schreiben in den Schulen beeinflusst haben. Besonders in den *teutschen* Schreib- und Rechenschulen widmete man sich, wie in allen anderen Institutionen, in welchen man alphabetisiert wurde, der Erarbeitung eines klaren Schriftbilds sowie der Vermittlung von Kenntnissen in der Anfertigung von geschäftlichen Schriftstücken, Dokumenten und Vertragswerken. Dabei erwies sich das Schreibmeisterbuch, im Sinne eines Schulbuches, als probates Hilfsmittel zur Weitergabe grundlegenden Wissens über die Schriftformen und im Formularwesen.

Gerade die Schreibmeisterbücher des Johann Neudörffer eigneten sich hier besonders, um an einem konkreten Fall darzustellen wie Texte verfasst wurden und das Schreiben an sich funktioniert hat. Der Schulbesuch bildete eine wesentliche Voraussetzung, um in schreibenden Berufen erfolgreich sein zu können, da es hier von Nöten war über ein Repertoire möglichst vieler Schriften zu verfügen und entsprechende Formulare situationsgerecht und korrekt anzuwenden. Klar werden in den Bildungsplänen der jeweiligen Epochen die Bedürfnisse der Bevölkerungsschichten widergespiegelt.

Bei der Auseinandersetzung mit den diversen Schultypen im späten Mittelalter und den Versuch diese klar zu umreißen, stellte sich heraus, dass in der Literatur die Terminologie in diesem Bereich nicht immer übereinstimmte. Was zu einer Unklarheit bezüglich Schulerhalter und Lehrstoff führte. Dies ist mitunter aber auch darauf zurückzuführen, dass die Grenzen

zwischen den Schulformen nicht immer klar zu ziehen waren, da es besonders in kleineren Ortschaften zu Mischformen kam, oder aber auch eine städtische Schule sowohl eine lateinische als auch eine *teutsche* Schule sein konnte. Wie gezeigt wurde, kam es immer öfter auch zu Überschneidungen in der Sprachenwahl in lateinischen Schulen und *teutschen* Schulen, dies kann man mit der Konkurrenzsituation zwischen den beiden Schulformen und den Versuch einem Schülerverlust entgegenzuwirken, begründen.

Besonders im Themenbereich der *teutschen* Schreib- und Rechenschulen fällt oftmals das Schlagwort Winkelschule, welche hier im Laufe der Arbeit in ausführlicherer Weise beschrieben wurde. Meist findet man in der Literatur jedoch keine genaue Erläuterung, sondern sie wird nur in einem Nebensatz erwähnt, oder diese wird unter Umständen in weniger fachlichen Analysen im Zusammenhang mit den, von den Gebrüdern Holbein gefertigten, Werbetafeln für eine Schreibschule genannt. Es ist jedoch darauf hinzuweisen, dass auf den Tafeln selbst keine Winkelschule genannt wird sowie dass eine Schreibschule, die in dieser Weise für sich wirbt, eine Genehmigung haben musste. Winkelschulen hingegen charakterisiert ihre Illegalität, die Tatsache, dass sie nicht unter der Kontrolle des Rats stehen. Mit dem Wort Winkel war im Allgemeinen auch die Vorstellung von versteckten, entlegenen, kleinen Örtlichkeiten verbunden. Dem Winkel wurden auch die Attribute dunkel und geheim zugeschrieben.

Werden die Winkelschulen in mancher Literatur in ausführlicher Weise beschrieben, ist darauf zu achten, dass sie nicht als Synonym für privat geführte, jedoch genehmigte Schreib- und Rechenschulen benutzt wurden, vor allem im Bereich der Mädchenbildung kann dies der Fall sein.

Die Auseinandersetzung mit dem Schulwesen des Mittelalters und den dort verwendeten Schreibmeisterbüchern, insbesondere mit jenen nach der Erfindung des Buchdrucks, macht deutlich, dass das Medium Druck auch dazu dienlich war das Erlernen der Handschrift zu unterstützen und zu deren Verbreitung beitrug. Gerade im Verwaltungsbereich gab es viele Bereiche, die noch nicht durch den Druck unterstützt werden konnten und daher in handschriftlicher Form erfasst werden mussten. Dies änderte sich erst im 19. Jahrhundert durch die Erfindung und Verbreitung der Schreibmaschine.

Die genauere Betrachtung des Lebenswerkes des Johann Neudörffer, als exemplarischen Vertreter für die Schreibmeister erbrachte die Erkenntnis, dass gerade er als Verfasser maßgeblicher Schreibmeisterbücher nördlich der Alpen erheblichen Einfluss auf die Entwicklung des Schriftwesens im deutschen Raum hatte. Er war nicht nur ein brillanter und hochgeschätzter Vermittler von handschriftlichen Fähigkeiten, zu dessen Schülern zahlreiche

prominente Persönlichkeiten aus dem Raum Nürnberg zählten, sondern er war auch maßgeblich an der Gestaltung der für den Druck bestimmten Frakturschrift beteiligt. Dieser von ihm mitgeprägte Schrifttyp, war jahrhundertlang gebräuchlich.

Quellen und Literaturverzeichnis

Herbert ANTL, Das Elementarschulwesen der Reichstadt Nürnberg. Die Deutschen Schulen in Nürnberg vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit (geisteswiss. Diss. München 1988).

Michael BALDZUHN, Cato und Facetus im Hausbuch Michaels de Leone. Zum handschriftlichen Nach-, Neben- und Ineinander von Latein und Deutsch im 14. Jahrhundert, In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 243 (2006), S.96-104.

Bernhard BISCHOFF, Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters (Berlin 2009).

Hartmut BLEUMER, "Deutsche Schulmeister" und "Deutsche Schule". Forschungskritik und Materialien. In: Klaus GRUBMÜLLER, Schulliteratur im späten Mittelalter (München 200) S.77-98.

Laetitia BOEHM, Artes mechanicae und artes liberales im Mittelalter. Die praktischen Künste zwischen illiterater Bildungstradition und schriftlicher Wissenschaftskultur. In: Karl Rudolf SCHNITH, Roland PAULER (Hrsg.), Festschrift für Eduard Hlawitschka zum 65. Geburtstag (Kallmünz Opf. 1993) S.419-444.

Elke Freifrau von BOESELAGER, Schriftenkunde. Basiswissen (Hannover 2004).

Ahasver v. BRANDT, Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften (Stuttgart, Berlin, Köln 1992).

BRAUN-RONSDORF, Margarete, "Andreae, Hieronymus" in: Neue Deutsche Biographie 1 (1953), S. 282 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd130531324.html#ndbcontent>.

A. BRUCKNER, 'Alphabet, II. Lateinisches Alphabet', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 1, col. 456, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online.

August BUCK, Der italienische Humanismus. In: Notker HAMMERSTEIN (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band 1: 15. Bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe (München 1996) S.1-56.

Enno BÜNZ, Schulen im Umfeld der spätmittelalterlichen Universität Leipzig. In: Detlef DÖRING, Cecilie HOLLBERG (Hrsg.), Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften (Leipzig, Dresden 2009) S.16-23.

Cs. CSAPODI, 'Bibliothek, VIII. Ungarn', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 2, cols 122-123, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online.

Albert DEROLEZ, The palaeography of Gothic manuscript books (Cambridge 2010).

Werner DOEDE, Schön schreiben, eine Kunst. Johann Neudörffer und seine Schule im 16. und 17. Jahrhundert (München 1957).

Johann Gabriel DOPPELMAYR, Historische Nachricht (Nürnberg 1730).

Oliver DUNTZE, Verlagsbuchhandel und verbreitender Buchhandel von der Erfindung des Buchdrucks bis 1700. In: Ursula RAUTENBERG (Hrsg.), Buchwissenschaft in Deutschland : ein Handbuch (Berlin, New York, De Gruyter Saur, 2009) S.201–256.

Robert Peter EBERT, Verbstellungswandel bei Jugendlichen, Frauen und Männern im 16. Jahrhundert. In: Helmut HENNE, Horst SITTA, Herbert Ernst WIEGAND (Hrsg.), Reihe Germanistische Linguistik 190 (Tübingen 1998).

Rudolf ENDRES, Ausbildung und gesellschaftliche Stellung der Schreib- und Rechenmeister in den fränkischen Reichsstädten. In: Johann Georg Prinz von HOHENZOLLERN, Max LIEDTKE (Hrsg.), Schreiber, Magister, Lehrer. Zur Geschichte und Funktion eines Berufsstandes (Bad Heilbrunn/Obb. 1989) S.144-159.

Rudolf ENDRES, Handwerk – Berufsbildung. In: Notker HAMMERSTEIN, Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band 1: 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe (München 1996) S.375-424.

Rudolf ENDRES, Das Schulwesen in Franken im ausgehenden Mittelalter. In: Bernd MOELLER, Hans PATZE, Karl STACKMANN (Hrsg.), Studien zum Städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Göttingen 1983) S.173-214.

ENDRES, Rudolf, "Neudörfer, Johann" in: Neue Deutsche Biographie 19 (1999), S. 106 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118844105.html#ndbcontent>.

Helmut ENGELBRECHT, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus (Wien 1982).

Sabina ENZELBERGER, Sozialgeschichte des Lehrerberufs. Gesellschaftliche Stellung und Professionalisierung von Lehrerinnen und Lehrern von den Anfängen bis zur Gegenwart (Weinheim, München 2001).

Nicole FINKL, Administrative Verdichtung und Konfessionalisierung. Die Verwaltung der Reichsstadt Augsburg im 16. Jahrhundert (Neustadt an der Aisch 2011).

Helmut FLACHENECKER, Rolf KIESSLING, Städtelandschaften – Schullandschaften. Eine Einführung. In: Helmut FLACHENECKER Rolf KIESSLING (Hrsg.), Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (München 2005) S.1-14.

Lars FLÜGGE, Die Auswirkungen des Buchdrucks auf die Praxis des Schreibens (Marburg 2005).

Thomas FRENZ, Die Schriftbeschreibung in den Schreibmeisterbüchern. In: Peter RÜCK (Hrsg.), Methoden der Schriftbeschreibung (Stuttgart 1999) S.141-150.

Sonja GLAUCH, Jonathan GREEN, Lesen im Mittelalter. Forschungsergebnisse und Forschungsdesiderate. In: Ursula RAUTENBERG, Buchwissenschaft in Deutschland : ein Handbuch (Berlin, New York, De Gruyter Saur, 2009) S.393-447.

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm GRIMM. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version, letzter Zugriff: 30.03.2017.)

Klaus GRUBMÜLLER, Der Lehrgang des Triviums und die Rolle der Volkssprache im späten Mittelalter. In: Bernd MOELLER, Hans PATZE, Karl STACKMANN (Hrsg.), Studien zum städtischen Bildungswesens des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Göttingen 1983) S.371-397.

Klaus GRUBMÜLLER, Schulordnungen, In: Burghart WACHINGER, Gundolf KEIL, Kurt RUH, Werner SCHRÖDER, Franz Josef WORSTBROCK, Christine STÖLLINGER-LÖSER (Hrsg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon (Bd. 11, Berlin, New York 2004) Sp.1390-1395.

Heinrich Wilhelm HEERWAGEN, Zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtschulen in dem Zeitraum von 1485 bis 1526 (Nürnberg 1860).

Hans und Ambrosius HOLBEIN, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 310, 311 Amerbachkabinett.

Antonie HORNUNG, Ad Fontes, In: Konrad EHLICH, Marina Foschi ALBERT (Hrsg.) Deutsch als Fremdsprache als transkultureller Erfahrungsraum. Zur Konzeptentwicklung eines Faches (Münster 2015) S.31-63.

Adolf JAEGER, Stellung und Tätigkeit der Schreib- und Rechenmeister (Modisten) in Nürnberg im ausgehenden Mittelalter und zur Zeit der Renaissance (Dissertation. Erlangen 1925).

Herbert JAUMANN, Handbuch Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit. Band 1: Bio-bibliographisches Repertorium (Berlin 2004).

Andrea KAMMEIER-NEBEL, Frauenbildung im Kaufmannsmilieu Spätmittelalterlicher Städte. In: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Band 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung (Frankfurt, New York 1996) S.78-90.

Albert KAPR, Fraktur : Form und Geschichte der gebrochenen Schriften (Mainz 1993).

Rudolf KAUTZSCH, Die Entstehung der Frakturschrift (Mainz 1922).

Martha KEIL, Gemeinde und Kultur- Die Mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich. In: Herwig WOLFRAM (Hrsg.), Österreichische Geschichte. Geschichte der Juden in Österreich (Wien 2006) S.15-59.

Martha KEIL, „Sei hingebungsvoll im Lernen“. Jüdische Gelehrtenkultur in Wien 1365-1421. In: Heidrun ROSENBERG, Michael Viktor SCHWARZ (Hrsg.), Wien 1365. Eine Universität entsteht (Wien 2015) S.106-115.

Martin KINTZINGER, Scholaster und Schulmeister. Funktionsfelder der Wissensvermittlung im späten Mittelalter. In: Rainer Christoph SCHWINGS (Hrsg.), Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. Bis 16. Jahrhunderts (Berlin 1996) S.349-374.

Martin KINTZINGER, Schule und Schüler in der gegenwärtigen interdisziplinären Mittelalterforschung. Eine Einleitung. In: Martin KINTZINGER, Sönke LORENZ, Michael WALTER (Hrsg.), Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. Bis 15. Jahrhunderts (Köln, Weimar, Wien 1996) S.1-10.

Martin KINTZINGER, Stadt und Schule im hoch- und spätmittelalterlichen Reich. Genese und Perspektiven der mediävistischen Stadtschulforschung. In: Helmut FLACHENECKER, Rolf KIESSLING (Hrsg.), Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (München 2005) S.15-42.

Martin KINTZINGER, Varietas Puerorum. Unterricht und Gesang in Stifts- und Stadtschulen des späten Mittelalters. In: Martin KINTZINGER, Sönke LORENZ, Michael WALTER (Hrsg.), Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. Bis 15. Jahrhunderts (Köln, Weimar, Wien 1996) S.299-326.

Fritz Peter KNAPP, Die Literatur des Spätmittelalters. In den Ländern Österreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol von 1273 bis 1439. 1.Halbband. Die Literatur in der Zeit der frühen Habsburger bis zum Tod Albrechts II. 1358 (Graz 1999).

Fritz Peter KNAPP, Grundlagen der europäischen Literatur des Mittelalters. Eine sozial-, kultur-, sprach-, ideen- und formgeschichtliche Einführung (Graz 2011).

Georg Anton Werner KORN, Breslauer Urkundenbuch I. Nr. 32 (Stadtarchiv zu Breslau 1870).
Margit KRENN, Christoph WINTERER, Mit Pinsel und Federkiel. Geschichte der mittelalterlichen Buchmalerei (Darmstadt 2009).

KRESS von Kressenstein, Christoph, Indexeintrag: Deutsche Biographie, <https://www.deutsche-biographie.de/gnd1019739037.html> [21.04.2017].

Hans-Otto KEUNECKE, „Petreius, Johannes“. In: Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.) Neue Deutsche Biographie 20 (Berlin 2001) S. 262-263 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118740334.html#ndbcontent>.

Hans Josef KREY, Unterricht als Arbeitsmarkt. Entwicklungslinien vom Spätmittelalter bis zum 16. Jahrhundert. In: Helmut FLACHENECKER, Rolf KIESSLING (Hrsg.) Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausarbeitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (München 2005) S.75-132.

P. LADNER, 'Pergament', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 6, cols 1885-1887, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online.

Landesarchiv Baden-Württemberg: Württembergisches Urkundenbuch Online Band II., Nr. 536; Stand 24. Oktober 2016 (<http://www.wubonline.de/?wub=821>).

Oliver LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä. In: Oliver LINKE, Christine SAUER (Hrsg.), Zierlich schreiben. Der Schreibmeister Johann Neudörffer d. Ä. und seine Nachfolger in Nürnberg (München 2007) S.6-117.

Heinrich LÖFFLER, Deutsch-lateinische Schreib-Diglossie im späten Mittelalter. Zur Textfunktionalen Verteilung von Deutsch und Latein in der urbarialen Verwaltungssprache des frühen 15. Jahrhunderts: Eine Fallstudie. In: Albrecht GRUELE, Uwe RUBERG (Hrsg.), Sprache, Literatur, Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen. Wolfgang Kleiber zu seinem 60. Geburtstag gewidmet (Stuttgart 1989) S.125-137.

Otto LUDWIG, Geschichte des Schreibens. 1. Band. Von der Antike bis zum Buchdruck (Berlin, 2005).

Gregor METZIG, Kommunikation und Konfrontation. Diplomatie und Gesandtschaftswesen Kaiser Maximilians I., (=Bibliothek des Historischen Instituts in Rom 130, Berlin /Boston 2016)

Eva MICHEL, Maria Luise STERNATH (Hrsg.) Kaiser Maximilian I. und die Kunst der Dürerzeit : [anlässlich der Ausstellung Kaiser Maximilian I. und die Kunst der Dürerzeit in der Albertina, Wien, 14. September 2012 bis 6. Januar 2013] (Wien, München, London, New York 2012).

Peter MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung, Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490 (Frankfurt am Main, Berlin 1989).

MUMMENHOFF, Ernst, "Nützel, Kaspar von" in: Allgemeine Deutsche Biographie 24 (1887), S. 66-70 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd117070904.html#adbcontent>.

Johann NEUDÖRFFER, Ein Gesprächbüchlein zweyer schüler, wie einer den andere im zierlichen schreyben untherweyst (Nürnberg 1549). Alle Quellenzitate zit. nach: München, Bayrische Staatsbibliothek, Rar.2107#Beibd.1=VD16N562.

Johann NEUDÖRFFER, Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt moegen werden (Nürnberg 1555). Alle Quellenzitate zit. nach: München Bayerische Staatsbibliothek, Cgm7072# Beibd.1.

Meta NIEDERKORN-BRUCK, Eine Beziehung seit 650 Jahren - Universität Wien und Kloster Melk: Sonderausstellung zum 650 - Jahr – Jubiläum; Glaßner, G., Paul Beck, Jakob Deibl, Johannes Deibl, Ulrike Denk, Burkhard Ellegast, Gerhard Floßmann, Bernadette Kalteis, Wilfried Kowarik & Bruckmüller, E. (Melk 2015), S.24-25. – Urkunde, Melk, Stiftsarchiv, 1524, August 31.

Alfred NOE, Das Buch in der Gesellschaft der Renaissance. In: Alfred Noe (Hrsg.), Geschichte der Buchkultur 6. Renaissance (Graz 2008) S.11-91.

Ulrich NONN, Mönche, Schreiber und Gelehrte. Bildung und Wissenschaft im Mittelalter (Darmstadt 2012).

Hans PATZE, Neue Typen des Geschäftsschriftgutes im 14. Jahrhundert. In: Hans PATZE (Hrsg.), Der Deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert I (Sigmaringen 1970) S.9-64.

Georg PFEILSCHIFTER, Acta Reformationis Catholicae. Ecclesiam Germaniae concernentia saeculi XVI. Die Reformverhandlungen des deutschen Episkopats von 1520-1570. Band 2. 1532-1542 (Regensburg 1960).

PUCHNER, Otto, "Baumgartner, Hieronymus" in: Neue Deutsche Biographie 1 (1953), S. 664 f. [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116067128.html#ndbcontent>.

Michael ROTH, Johann Neudörffer der Ältere und der Beruf des Schreibmeisters. In: Michael ROTH (Hrsg.), Schrift als Bild: [erscheint zur Ausstellung "Schrift als Bild", Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, Kulturforum, Potsdamer Platz, 29. Oktober 2010 - 23. Januar 2011] (Berlin 2010) S.110-122.

Hans-Uwe RUMP, Magister und Scholastikus: Das neue Ansehen des Lehrers in christlicher Zeit. In: Johann Georg Prinz von HOHENZOLLERN, Max LIEDTKE (Hrsg.), Schreiber, Magister, Lehrer. Zur Geschichte und Funktion eines Berufsstandes (Bad Heilbrunn/ Obb 1989) S.133-143.

Christine SAUER, Die Nürnberger Rechenmeister als Mathematiker und Liebhaber der Mathematik. In: Franz FUCHS (Hrsg.), Mathematik und Naturwissenschaften in der Zeit von Philipp Melanchthon (Wiesbaden 2012) S.99-119.

Christine SAUER, Papier. Ware, Informationsträger und Kommunikationsmittel. In: Christine SAUER (Hrsg.) Handwerk im Mittelalter (Darmstadt 2012) S.133-146.

Horst SCHIFFLER, Rolf WINKLER, Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern (Stuttgart, Zürich 1985).

Eva SCHLOTHEUBER, Sprachkompetenz und Lateinvermittlung. Die intellektuelle Ausbildung der Nonnen im Spätmittelalter. In: Nathalie KRUPPA, Jürgen WILKE (Hrsg.), Kloster und Bildung im Mittelalter (Göttingen 2006) S.61-87.

SCHMIDT, Frieder, "Stromer, Ulman" in: Neue Deutsche Biographie 25 (2013), S. 576-577 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118933256.html#ndbcontent>.

Heinrich Richard SCHMIDT, „Winkelschulen“ und „Bürgerschulen“. Die lokale Bildungsnachfrage als Movens der Schulentwicklung in Sachsen, In: Historische Zeitschrift Vol. 299/1 (2014) S.99-205.

Ursula SCHULZE, Studien zur Erforschung der deutschsprachigen Urkunden des 13. Jahrhunderts (Berlin 2011).

Stadtarchiv Nürnberg, Ratsverlässe vom 1. November 1613.

Michael STOLZ, Artes-liberales Zyklen. Formationen des Wissens im Mittelalter. Band 1 (Tübingen, Basel 2004).

STUMPF, Christoph A., "Scheurl, Christoph" in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 715-716 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118754815.html#ndbcontent>.

Jacques VERGER, Grundlagen. In: Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa. Band 1. Mittelalter (München 1993) S.49-80.

VITRUVIUS; RYFF, Walther Hermann [Übers.], Vitruvius Teutsch: Nemlichen des aller namhafftigisten vn[d] hocheffarnesten, Römischen Architecti, und Kunstreichen Werck oder Bawmeisters, Marci Vitruuij Pollionis, Zehen Bücher von der Architectur vnd künstlichem Bawend. Ein Schlüssel vnd einleytung aller Mathematische[n] (Nürnberg 1548) [VD16 V 1765]. Online unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/vitruvius1548> (12.03.2017, 17:41).

Burghart WACHINGER, Oswald von Wolkenstein. In: Burghart WACHINGER, Gundolf KEIL, Kurt RUH, Werner SCHRÖDER, Franz Josef WORSTBROCK, Christine STÖLLINGER-LÖSER (Hrsg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon (Bd. 11, Berlin, New York 2004) Sp.644-679, hier Sp.644, 676.

WAGNER, Leonhard, Indexeintrag: Deutsche Biographie, <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118770721.html> [20.04.2017].

Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795), in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1541_12_20/charter>, (27.02.2017, 20:56).

Sigrid WESTPHAL, Reformatorische Bildungskonzepte für Mädchen und Frauen. Theorie und Praxis. In: Elke KLEINAU, Claudia OPITZ (Hrsg.), Geschichte der Frauen und Mädchenbildung. Band 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung (Frankfurt, New York 1996) S.135-151.

Joachim WILD, Schriftlichkeit in der Verwaltung am Beispiel der Lehenbücher in Bayern. In: Hagen KELLER, Christel MEIER, Thomas SCHARFF (Hrsg.), Schriftlichkeit und Lebenspraxis im Mittelalter. Erfassen, Bewahren, Verändern (München 1999) S.69-77.

H. WOLFRAM, 'Ulfila', in Lexikon des Mittelalters, 10 vols (Stuttgart: Metzler, [1977]-1999), vol. 8, cols 1189-1190, in Brepolis Medieval Encyclopaedias - Lexikon des Mittelalters Online)

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: *Winkelschule in den Wohnräumen eines Schulmeisters, Holzschnitt 16. Jhd.; Freiburg, Archiv Herder Verlag; abgedruckt in: Horst SCHIFFLER, Rolf WINKLER, Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern (Stuttgart, Zürich 1985) S.49 ... 33*
- Abb. 2: *Hans und Ambrosius Holbein, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 311 Amerbachkabinett 34*
- Abb. 3: *Hans und Ambrosius Holbein, Aushängeschild eines Schulmeisters 1516, Basel Kunstmuseum, Inv. 310 Amerbachkabinett 35*
- Abb. 4: *Zwei Rechenmeister am Rechenbrett, Titelholzschnitt eines kleinen Rechenbüchleins; Krakau um 1520, Privatbesitz; abgedruckt in: Horst SCHIFFLER, Rolf WINKLER, Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern (Stuttgart, Zürich 1985) S.50 .. 38*
- Abb. 5: *Abbildung aus Johann Neudörffer, Anweisung und eigentlicher Bericht, wie man einen jeden Kiel zum Schreiben erwählen, bereiten, teilen, schneiden und temperieren soll, Nürnberg 1544; abgedruckt in: Werner DOEDE, Schön schreiben, eine Kunst. Johann Neudörffer und seine Schule im 16. und 17. Jahrhundert (München 1957) S.14..... 40*
- Abb. 6: *Abbildung aus Johann Neudörffer, Anweisung und eigentlicher Bericht, wie man einen jeden Kiel zum Schreiben erwählen, bereiten, teilen, schneiden und temperieren soll, Nürnberg 1544; abgedruckt in: Werner DOEDE, Schön schreiben, eine Kunst. Johann Neudörffer und seine Schule im 16. und 17. Jahrhundert (München 1957) S.15..... 40*
- Abb. 7: *Schreibmeister 1549 Urban Wyss; Libellus valde doctus: Zürich 1549, fol. 4^r, Neuauflage Argentinae 1564..... 43*
- Abb. 8: *Holzschnitt von Urs Graf aus der Cosmographia des Sebastian Münster (Augsburg 1598), Illustration Judenschule; abgedruckt in: Horst SCHIFFLER, Rolf WINKLER, Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern (Stuttgart, Zürich 1985) S.49 ... 62*
- Abb. 9: *Die Neudörffer'schen Wappen von 1543, 155 und 1607; abgedruckt in: Oliver LINKE, Das kalligraphische Werk Johann Neudörffers d. Ä. In: Oliver LINKE, Christine SAUER (Hrsg.), Zierlich schreiben. Der Schreibmeister Johann Neudörffer d. Ä. und seine Nachfolger in Nürnberg (München 2007) 81*
- Abb. 10: *Vorderseite einer Porträtmedaille, abgebildet Johannes Petreius, 1545; in: Leipzig, Deutsche Nationalbibliothek, Deutsches Buch- und Schriftmuseum, Portraitsammlung der Börsenvereinsbibliothek, ig19435, alte Inventar-Nr. P 45/1418..... 86*
- Abb. 11: *Auschnitt aus Johann Neudörffers ‚Gesprechbüchlein‘, Nürnberg 1549, fol. 2^r; in: Johann NEUDÖRFFER, Ein Gesprächbüchlein zweyer schüler, wie einer den andere im*

zierlichen schreyben untherweyst (Nürnberg 1549). Alle Quellenzitate zit. nach: München, Bayrische Staatsbibliothek, Rar.2107#Beibd.1=VD16N562 88

Abb. 12: *Auschnitt aus Johann Neudörffers ‚Gesprechbüchlein‘, Nürnberg 1549, fol. 5^v, 6^r*; in: Johann NEUDÖRFFER, Ein Gesprechbüchlein zweyer schüler, wie einer den andere im zierlichen schreyben untherweyst (Nürnberg 1549). Alle Quellenzitate zit. nach: München, Bayrische Staatsbibliothek, Rar.2107#Beibd.1=VD16N562 91

Abb. 13: *Musterbeispiel für einen Urkundentext aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 6^r*, in: Johann NEUDÖRFFER, Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt morgen werden (Nürnberg 1555). Alle Quellenzitate zit. nach: München Bayerische Staatsbibliothek, Cgm7072# Beibd.1 93

Abb. 14: *Musterbeispiel für einen Brief von einem Vater an seinen Sohn, aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 10^r*; in: Johann NEUDÖRFFER, Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt morgen werden (Nürnberg 1555). Alle Quellenzitate zit. nach: München Bayerische Staatsbibliothek, Cgm7072# Beibd.1 95

Abb. 15: *Musterbeispiel für einen Text aus einem geistliches Umfeld, aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 19^r*; in: Johann NEUDÖRFFER, Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt morgen werden (Nürnberg 1555). Alle Quellenzitate zit. nach: München Bayerische Staatsbibliothek, Cgm7072# Beibd.1 96

Abb. 16: *Musterbeispiel für eine Kundgebung eines rechtlichen Vertreters, aus Neudörffers ‚Gute Ordnung‘, Nürnberg 1555, fol. 24^v*; in: Johann NEUDÖRFFER, Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt morgen werden (Nürnberg 1555). Alle Quellenzitate zit. nach: München Bayerische Staatsbibliothek, Cgm7072# Beibd.1 98

Abb. 17: *Urkunde Ferdinand I., Melk, Stiftsarchiv, 1524, August 31*; abgedruckt in: Meta NIEDERKORN-BRUCK, Eine Beziehung seit 650 Jahren - Universität Wien und Kloster Melk: Sonderausstellung zum 650 - Jahr – Jubiläum; Glaßner, G., Paul Beck, Jakob Deibl, Johannes Deibl, Ulrike Denk, Burkhard Ellegast, Gerhard Floßmann, Bernadette Kalteis, Wilfried Kowarik & Bruckmüller, E. (Melk 2015), S. 24-25. 98

Abb. 18: *Rückseite eines Verwaltungsschreibens aus Nürnberg an die Stadt Weitra, 1541*; in: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1541 12 20, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1541_12_20/charter>, (27.02.2017, 20:56). 99

- Abb. 19: *Verwaltungsschreibens aus Nürnberg an die Stadt Weitra, 1541*; in: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1541 12 20, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1541_12_20/charter>, (27.02.2017, 20:56).....100
- Abb. 20: *lateinische Urkunde, 28. Juli 1552, Neißer*; in: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1552 07 28, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1552_07_28/charter>, (14.12.2016, 11:23) 101
- Abb. 21: *Kaiserliche Urkunde, 9. Mai 1558 Wien*; in: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1558 05 09, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1558_05_09/charter> (14.12.2016, 11:45)..... 103
- Abb. 22: *Urkundenrückseite mit Siegelresten*; in: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1558 05 09, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1558_05_09/charter> (14.12.2016, 11:45)..... 103
- Abb. 23: *Musterbeispiel eines Dankesbriefs an einen Freund, aus Neudörffers ,Gute Ordnung', Nürnberg 1555, fol. 9^r*; in: Johann NEUDÖRFFER, Ein gute Ordnung und kurtze unterricht der fürnemsten grunde aus denen die Jungen zierlichs schreybens begirlich mit besonderer kunst und behendigkeit unterricht und geubt morgen werden (Nürnberg 1555). Alle Quellenzitate zit. nach: München Bayerische Staatsbibliothek, Cgm7072# Beibd.1 104
- Abb. 24: *Bestätigung Ordnung und Marktafel der Stadt Weitra durch König Ferdninand I. vom 12. März 1529*; in: Weitra, Stadtarchiv Urkunden (1321-1795) 1529 03 12, in: monasterium.net, URL <http://monasterium.net/mom/AT-StaAWei/Urkunden/1529_03_12/charter> (01.02.2017, 09:13)..... 105

Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit den, im Mittelalter beginnenden und in die frühe Neuzeit wirkenden, Alphabetisierungstendenzen und zeigt anhand des Wirkens des Schreib- und Rechenmeisters Johann Neudörffer dem Älteren wie das Schreibenlernen in den Schulen von dieser Berufsgruppe beeinflusst wurde. Durch den einsetzenden Prozess der Verschriftlichung, der insbesondere auch das Verwaltungswesen betraf, wurde es notwendig immer mehr Personen in den Fähigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens auszubilden und sie mit dem notwendigen Wissen hinsichtlich des Verwaltungsschriftwesens und der Formularkunde auszustatten. Diese Arbeit verdeutlicht den kausalen Zusammenhang zwischen der voranschreitenden Verschriftlichung, dem Anwachsen der Berufsgruppe der weltlichen Schreiber und Schreiblehrer sowie der Entwicklung des mittelalterlichen Schulwesens. Inhaltlich beginnt die Arbeit bei der Entwicklung und Differenzierung der Schulen und setzt dabei einen Schwerpunkt auf die *teutschen* Schreib- und Rechenschulen. Sodann wird erläutert, wer bereits im Mittelalter Lesen und Schreiben können musste. Das abschließende Kapitel beschäftigt sich insbesondere dem Schreib- und Rechenmeister Johann Neudörffer dem Älteren und seinem einflussreichen Schaffen.